

be.bra verlag

THOMAS KNAUF

Der Golem  
vom  
Prenzlauer  
Berg



EIN PRENZLAUER BERG KRIMI

# 1

John Klein schaute auf den Ruhla-Wecker neben seinem Bett. Die Zeiger standen auf vier Uhr dreiundzwanzig. Seit er die Fünfundfünfzig überschritten hatte, schlief er kaum länger als ein Bäcker. Diesmal war es der Druck von zu viel Bier auf der Blase, der ihn aus dem Bett warf. John rief nach Seneca. Wenn er nach durchzechter Nacht schnarchte, verzog der Hund sich ins Wohnzimmer und schlief auf der Couch. Doch diesmal saß er unterm Tisch und zitterte am ganzen Leib wie eine Hundepuppe auf der Autokonsole.

„Was ist los?“, wunderte sich John. „Silvester ist doch erst in vier Wochen.“

Seneca sah ihn ängstlich an, als wüsste er es besser und draußen würde schon mal probeweise die Schlacht um Berlin nachgestellt. John trat ans Fenster. Was er vor seinem Haus sah, trieb ihm Tränen in die Augen, obwohl der Rauch zweier ausgebrannter Autos sich längst verzogen hatte. Die Feuerwehr rückte gerade ab und mehrere Polizisten untersuchten die Wracks. Der schwarz lackierte Humvee, vermutlich das Ziel des Brandanschlags, sah aus wie ein gerösteter Ochse am Spieß, der daneben parkende Mercedes 300 S, Baujahr 85, wie halb durchgebratenes Boeuf Stroganoff in der Paris Bar. Kein schöner Anblick für den stolzen Besitzer John Klein. Nicht dass er ein Autonarr war und Mercedes-Benz als höchstes Gut deutscher Wertarbeit schätzte. Die goldene Kutsche mit grünen Ledersitzen und getönten Scheiben hatte er nach der Wende für 5500 Deutschmark gekauft, in der Hoffnung, sie irgendwann als Oldtimer für das Dreifache zu veräußern. Kurz darauf wurde die Abgasnorm verschärft und er musste zwei Mille für einen Kat berappen, um die Berliner Luft zu

schützen, die schon immer nach Pulver und Blei roch. Nun hatten linke Autonome, rechte Nazideppen oder unparteiische Pyromane ihn über Nacht zum Fußgänger degradiert, nur weil ein Möchtegern-Schwarzenegger sein 150 000 Euro teures Spielzeug direkt neben dem Uralt-Mercedes geparkt hatte.

„Scheiße!“, fluchte John und eilte hinunter, bevor die Polizei an seiner Tür klingelte, um ihm die freudige Nachricht zu überbringen.

„Können Sie Angaben über den oder die Täter machen?“, fragte ihn ein Beamter und zückte seinen Notizblock. John hielt sich die Hand vor die Augen, nicht wegen des beißenden Geruchs von verbranntem Gummi, sondern wegen der saudummen Frage. „Hätte ich die Kerle gesehen, könnten Sie mich wegen Körperverletzung festnehmen.“

„Also waren es mindestens zwei“, notierte der Bereitschaftspolizist. „Oder vielleicht drei?“

„Hören Sie!“, unterbrach John ihn genervt. „Wenn ich mich nicht irre, ist heute Totensonntag und nicht Wahltag.“ Das Gesicht des Polizisten verfärbte sich leicht. Offensichtlich überlegte er, ob er als Respektperson genügend ernst genommen wurde. „Deshalb würde ich den Verlust meines Autos gern in aller Stille betrauern.“

„Wir können die Befragung auch morgen auf dem Revier fortsetzen, falls Ihnen das lieber ist“, erwiderte der Beamte und hob die Stimme wie ein Oberlehrer. „Es gibt Bürger, die ihren PKW eigenhändig anzünden, um die Versicherung zu kassieren.“

John hatte in kluger Voraussicht die Fahrzeugpapiere bei sich und reichte dem Polizisten die Versicherungskarte. Er wusste, es würde Ärger geben mit den uniformierten Kollegen. Sein neuronales Netz sah rot, sobald er Grün sah.

„Sie haben nur Haftpflicht und nicht mal Teilkasko“, konstatierte der Grünschnabel. „Da zahlt die Versicherung keinen Cent für den Schaden.“

„Wäre ich von allein nicht drauf gekommen“, murmelte John und zückte seine Visitenkarte mit der Aufschrift *Detektei Kurz & Klein. Wir helfen, wo die Polizei versagt, diskret und zuverlässig.* „Falls Sie noch Fragen haben. Ansonsten nehme ich mir das Recht, den Rest des Tages sprachlos zu sein, Kollege.“

Als er schon fast an der Haustür war, rief ihm der Beamte hinterher: „Wohnt der Besitzer des Hummer-Jeeps vielleicht in Ihrem Haus?“

John war zu müde, um sein Recht zu schweigen durchzusetzen. Er wusste, es würde nichts nützen, die Antipathie beruhte auf Gegenseitigkeit. Sobald sein Name an die Einsatzzentrale des LKA ging, würden dort die Sektkorken knallen und er könnte den Sonntag vergessen. „Wenn der Eigentümer hier wohnen würde, hätte man es längst abgefackelt. In unserem Viertel mögen die Leute nämlich kein Kriegsspielzeug.“ Sprach's und ließ die Tür hinter sich ins Schloss fallen.

Seit längerem hatte Moshe Meirowitz das Gefühl, weder Fisch noch Fleisch zu sein. Noch benahm er sich nicht wie einer dieser polnischen Nichtsnutze, die den ganzen Tag auf ihren Bauch starren und darüber nachdenken, ob Flöhe einen Nabel haben. Für solche Überlegungen hatte er keine Zeit, denn ihn quälten unaussprechliche Sorgen, zertrümmerten an seinem Verstand. Der Rabbiner wusste, dass er weder im Tal noch auf dem Gipfel seiner manischen Depression wandelte, seit er das Wundermittel Fluotexin einnahm. Doch um welchen Preis. Bisher hatte er fest daran geglaubt, er wäre ein Auserwählter, den *Ha-Kodosh*, der Allerheiligste, mit der Gabe der Eindringlichkeit beschenkt hatte. Nun zweifelte er, ein Rebbe der höchsten Initiation, einer, der Wunder vollbringt, zu sein.

Nachdem er als Rabbiner die Gemeinde eines Kibbuz auf dem Golan an den Rand des Ruins getrieben hatte, indem er aus überzogener Mildtätigkeit die Armen reich beschenkte und die Reichen zu hochriskanten Börsengeschäften verleitete, dass auch sie arm wurden, dachte er lange nach und kam zum Schluss, dass nicht alle irdischen Wundertaten gelingen können, weil *El Eljon*, Gott der Höchste, sonst leicht Konkurrenz bekäme und seine Geschäfte verdürben. Als man ihn in die Orthodoxengemeinde nach Monsey im Staate New York sandte, um dem Messianismus der *chassidim* einige Reformgedanken nahezubringen, ging auch das schief. Weil er, Moshe Meirowitz, einziger Sohn des Schuhmachers Abraham Meirowitz, es nicht schicklich fand, dass die Tänzerinnen in den gemeindeeigenen Table Dance Bars von Monsey auftraten, ohne jenes zu verhüllen, für das es im Hebräischen kein Wort gibt,

vielmehr den Begriff *ossu makom* – jener Ort. Und ihn von japanischen Touristen fotografieren zu lassen. Weswegen er beim Oberrabbi der Lubawitscher scharf protestierte und der ihm vorwarf, am Sabbat in einer der fensterlosen, schwarz lackierten Bars gesehen worden zu sein, was nicht den Tatsachen entsprach, weil er nie einen solchen Ort betreten hatte. Aber ein hiesiger Gerüchtemacher servierte ihm die Unappetitlichkeit ausgerechnet am Sabbat.

Zu Jom Kippur, dem letzten der zehn Bußtage nach dem Neujahrsfest, wo Juden die Verantwortung für alle Missetaten und Verfehlungen der Menschheit teilen, verfiel er in tiefe Depression und begab sich auf Anraten seines Arztes in psychiatrische Behandlung. Dr. Yankel, ein New Yorker *jewish shrink*, diagnostizierte nach zweiundzwanzig Sitzungen à 100 \$ bipolare Störungen und verschrieb ihm Prozac. Als seine *rebbetsin* sich beklagte, dass er anfangs mit ihr immer seltener und zuletzt überhaupt nicht mehr *yentzen* mochte, gab ihm Dr. Yankel ein Rezept für Viagra. Diese Methode, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben, machte ihn nur noch depressiver, und er kam auf den Gedanken, dass sein Weib Rivka nicht die Quelle seines Unglücks war, sondern New York, dieser faule Apfel vom Stamme Israel, ihn *zoreß* lehrte oder, wie man hier sagte: *some tsatske for your trouble* gab. Deshalb bat er um eine Rabbinerstelle in der alten Welt, wo er ja herkam und hingehörte, möglichst in einer Stadt, die so viele Lubawitscher hat wie das Tote Meer weiße Wale. Doch alle Rabbinate von Whitechapel bis Cernowitz waren vergeben und im Staat der Juden wollte man ihn, Moshe Meirowitz aus Schnippischock, bis zum jüngsten Gericht nicht mehr sehen. So nahm er notgedrungen eine Stelle in einer Berliner *jeschiwa* an.

Obwohl er seiner in Sobibor und Majdanek ermordeten *misch-póche* geschworen hatte, nie einen Fuß nach Deutschland zu setzen, und die *jéschiwe* in der Synagoge Rykestraße zu den orthodoxen zählt, gewöhnte er sich schneller ein, als ihm lieb war. Von fünf Deutschen waren vier mehr oder weniger judenfreundlich oder taten so. Dagegen verachteten vier von fünf *jeschiwe-bóchern* alles Nichtjüdische und wünschten dem Staate Israel die Platze an den Hals. Sie warteten auf das im Talmud verheißene einzige Erez Israel, wo nur selbstgefällige Frömmigkeit und das Wort des Allerhöchsten galt, dessen Namen *Adonai* sie nur bedeckten Hauptes und im feierlichen Gebet aussprechen. Ansonsten nennen sie ihn *Adoshem*, jener, der die Welt wieder zusammenfügt.

Für Moshe Meirowitz war die Welt aus den Fugen, seit sein Weib Rivka kurz nach Pessach bei einer Gallenoperation verstorben war. Der Arzt sagte, das Herz habe während der Anästhesie plötzlich zu flimmern begonnen, dann sei es wie ein abgelegter Kaftan in sich zusammengefallen. Wie eine Nadel ohne Faden ging er seither durch das Gewebe der Zeit. Das Dasein war ihm ein *gehinnom*, ein finsterer mit schwefligem Feuer erfüllter Ort, wie die Thermen von Pozzuoli. Ein Unglück zieht das andere an, heißt es, doch er, Moshe Meirowitz, war kein *jekke*, den das Tragen von Trauerpailletten kleidete. Er war ein gläubiger Mann, dem Glück und Unglück als zwei Seiten derselben Münze gleich viel wert waren. Mit keiner Seite konnte man sich die Gunst des Allmächtigen erkaufen, predigte er seinen Schülern, nur durch die Summe seines *mentschseins*. Fromme oder falsche Worte zahlen keinen Zoll fürs Paradies, wenn der Gebende kein *fólksmentsch*, sondern ein *luftmentsch* ist. Moshe Meirowitz brauchte lange, um zu verstehen, dass in ihm zwei Extreme wüteten, die ihn mal in die Luft, mal

in den Boden stießen. Als hätte der bei der Geburt gestorbene Zwillingbruder Mendel sich seiner Existenz halb bemächtigt, und seitdem rangen sie unversöhnlich wie Jakob und Esau um das Meirowitzsche Erbe. Nur das Mittel Fluotexin verhinderte das Auf und Ab seiner *meschugáß* und dass er völlig den Verstand verlor.

Doch wer war er noch in seiner Zerrissenheit? Ein *nébesch*, der hell und dunkel nicht unterscheiden kann und im Kunstlicht ewigen Frohsinns dahindämmert wie der Schauspieler in einer Seifenoper. Lieber zehn Russen als einen Nebbich, sagte man in Litauen. Dort war er unter lauter *meschugóim* einer und von seinen Leuten gern gelitten, weil sie nicht viel zu lachen hatten. In der zivilisierten Welt wiegt der Mensch so viel wie seine Nützlichkeit. Schlägt er aus der Art und zeigt psychosomatische Auffälligkeiten, verabreicht man ihm chemische Zwangsjacken, und wenn das nicht hilft, Elektroschocks, dass er stumm wie ein Fisch und fromm wie ein Lamm wird. Wie ein geschächtetes Tier fühlte sich Moshe Meirowitz seit dem Tod seines Weibes. Die Zunge klebte ihm an den Zähnen und die Schwermut war ihm ein dauerhafter Gast. Aber er war ein guter Rabbiner und sorgte sich mehr um seine Schäfchen in der *jewschíwe* als um sein Seelenheil. Würde er auch aus diesem Amt geschasst, könnte er nur noch als bedauernswerter *almonéß* bei Verwandten in Oostende auf sein Ende hoffen, das bei dem ungesunden Seeklima gewiss viel schneller käme, als ihm recht war. Denn Meirowitz hing an seinem verflixten Leben wie Samson an seinen Haaren. *Adoshem* würde ihm seine Welt schon wieder zusammenfügen, obschon ein jüdisches Sprichwort sagt: Die Welt in die Irre zu führen war für Satan allein zu schwer, deshalb hat er sich Rabbiner geholt, die ihm dabei halfen.



Moshe Meirowitz nahm die Hände vom Gesicht und betrachtete sie wie ein Kapitel des Talmud. In beiden Handflächen war deutlich der Buchstabe M zu lesen, der sich aus Herz-, Schicksals-, Kopf- und Lebenslinie zusammensetzte. Die Herz- und Kopflinien waren besonders kräftig ausgeprägt. Ein Zeichen, dass er sich keine allzu großen Sorgen um seinen Gemütszustand zu machen brauchte. Die lang geschwungene Lebenslinie, stetig anschwellend wie ein Fluss von der Quelle bis zur Mündung, versprach ihm ein erfülltes und hohes Alter. Wäre da nicht die abrupte Verästelung im zweiten Drittel seiner Schicksalslinie, die sich erst am Handballen wieder zu einer Geraden vereinte, könnte er getrost der Dinge harren, die da kommen. *Schmonzeß*, sagte sich der Rabbiner, Chiromantie war keine Wissenschaft, sondern *gemátrijeb*, Kaffeesatzlesen für Kabbalisten. Zu den Erbsenzählern unter den Talmudgelehrten hatte er ein gespanntes Verhältnis. Die Berechnung des Datums der Wiederkehr des Messias aus den Buchstaben der Tora schien ihm so sinnvoll wie Lottospielen mit System. Nein, er war kein Mystiker, eher ein *macher* und *melócher*, der seine Zeit nicht mit Albernheiten vergeudete.

Meirowitz trat ans Fenster und schaute hinunter auf die Rykestraße. Die Bauarbeiten an der hydraulischen Sicherheitssperre vor der Synagoge waren abgeschlossen. Lange hatte er um Senatsmittel gekämpft, weil man die Gefahr von Anschlägen auf jüdische Einrichtungen nicht hoch genug einschätzte. Erst als deutsche Touristen durch eine Bombe in der Synagoge von Djerba starben, bekam er das Geld für die Fahrzeugsperre. Zwei Jahre dauerten die Arbeiten – das Ergebnis war, dass die versenkbaren Zylinder aus Chrom-Nickel-Stahl per Knopfdruck aus dem Boden führen, aber nicht wieder hinein. Jedes Mal wenn die Handwerker mit Lieferwagen

in den Innenhof führen, hüpften die Beamten des Wachschutzes wie Rumpelstilzchen auf den Pollern herum. Beim Besuch des Innenministers funktionierte die Hydraulik problemlos, jedenfalls bis zu dem Moment, als sein Dienstwagen wieder auf die Rykestraße biegen wollte. Eine Ersatzlimousine musste geschickt werden und der Sicherheitsfirma eine saftige Rechnung. Mit dem deutschen Perfektionismus war es seit Auschwitz nicht weit her, man musste sich auf die Überwachungskameras und die elektronische Sicherheitsschleuse aus Israel verlassen. Hatte fast so viel gekostet wie der Belag des Innenhofes aus Jerusalem-Sandstein.

Moshe Meirowitz sah auf seine Bresson-Armbanduhr, ein Geschenk seiner Frau zum Fünfzigsten. In einer Viertelstunde war Sabbat-Anfang. Zum Feiern war ihm nicht zumute, doch *Adoschem*, der Gerechte, würde seinen Kummer verstehen und ihm verzeihen. *Masl-tów!*

### 3

Am Grab von Lea Klein, geborene Bloch, auf dem St. Nikolai-Friedhof an der Prenzlauer Allee dachte John diesmal weniger an seine tote Frau als daran, von hier wegzuziehen. Ein Mann über fünfzig ohne Familie, Eigentumswohnung, Volvo-Kombi und Golden Retriever passte nicht mehr in die Gegend. Vermutlich sahen die Kinder von Meister Propper und Klosterfrau Melissengeist in ihm einen verkrachten Künstler, von denen es um den Kollwitzplatz früher etliche gab. Wer ihn nicht kannte, grüßte ihn wegen seines drolligen Hundes. Wer ihn wegen Fremdgehens des Ehepartners engagiert hatte, gab ihm die Schuld, dass die Ehe in die Brüche gegangen war, und wendete sich auf der Straße ab. Nur wenige wussten, dass sein Partner Peter Kurz in der Schwulenszene in der Gleimstraße verkehrte, und hielten Kurz und Klein nicht nur beruflich für das seltsamste Paar seit Jack Lemmon und Walter Matthau. Sollte er wegziehen aus dem Kiez, in dem er sein halbes Leben verbracht und als Privatdetektiv ein bescheidenes Auskommen hatte? Unter den sozial Benachteiligten gab es genug Schmarotzer, Kleptomanen, Erbschleicher, die zu jeder Gemeinheit, jedem Betrug fähig waren, wie es unter den Besitzständlern genug Gutmenschen und Weltverbesser gab, die keine Zeit hatten, sich selbst zu bessern, und deshalb zu jeder Gemeinheit, jedem Betrug fähig waren.

Lea hätte wohl gesagt: „Alles Schlechte hat sein Gutes.“ Wie sehr er sie gerade heute vermisste, wo ihm wieder einmal übel mitgespielt worden war. Gewöhnlich suchte er nach anfänglicher Gegenwehr die Schuld bei sich und hatte meistens recht. Leas Tod in einem Gebrauchtwagen mit angebrochener Vorderachse ging definitiv nicht auf

sein Konto. Obwohl er hätte verhindern müssen, dass sie ihr erstes Auto, zuvor fuhr sie einen Trabant, bei einem türkischen Händler im Wedding kaufte. Bis heute verfluchte er den Tag im August, an dem sie ihn zur Probefahrt in dem roten Opel Vectra einlud, er aber wegen eines Verhörs absagen musste. Der gemeinsame Tod in einer Linkskurve kurz vor Lanke wäre der heroische Schlussakkord ihrer harmonischen Liebessinfonie gewesen. Wie in den Topper-Filmen, wo ein Paar nach einem tödlichen Autounfall als Geister weiterlebt und jede Menge Unsinn treibt, könnten auch sie weiter zusammen sein und, unsichtbar für andere, eine Menge Spaß haben. Stattdessen suchte Leas Geist ihn fast jede Nacht auf und hinderte ihn daran, eine andere Frau mit ins Bett zu nehmen. Nicht, dass er ihr ewige Treue geschworen hätte. So etwas hätte sie nie verlangt.

Seit Wochen schon lag Lea nicht mehr bei ihm, wie es so schön in der Bibel heißt, spürte er nicht ihren unsichtbaren Körper. Sein Psychiater meinte, die Tote würde ihn nicht als Geist heimsuchen, vielmehr schlafe er in der REM-Phase mit offenen Augen und glaube, wach zu sein, wenn er träumte. Diese Erklärung war wenig überzeugend, da er manchmal laut „Bitte, lass mich schlafen!“ sagte und Lea dann aus seinem Bett verschwand. Er fing an, sich an Sorgen zu machen, weil sie ihn nicht mehr im Traum erschien. Dafür phantasierte er umso heftiger von gewissen Dingen, die einen Mann ohne Frau nur verwirren.

Heute würde er zehn Vaterunser beten oder ein Kaddish singen, wenn Lea ihm sagte, weshalb sie ihn nachts nicht mehr besuchte. Doch außer dem Krächzen der Krähen und Senecas Rascheln im Laub drang kein Laut an sein Ohr. Nicht mal ein Zeichen einer Botschaft aus dem

Jenseits wie das Fallen eines Blattes auf seinen Kopf oder das ungewollte Anschwellen seines primären Geschlechtsteils. John legte ein paar Kiesel auf den Grabstein, die der Herbstwind weggeweht hatte, und nahm den kürzesten Weg zum Bäcker in der Sredzkistraße. Er hatte noch nicht gefrühstückt und brauchte dringend einen Kaffee nach der nächtlichen Höllenfahrt.

Doch die Ereignisse der Nacht waren schon nicht mehr Johns Problem. Ihn beschäftigte die Frage, welcher Weg zum Café der kürzeste war. Dabei ging es ihm weniger um die Abnutzung seiner portugiesischen Schuhe als um die Auswertung einer Anzahl physikalischer Größen zur Bestimmung von Gesetzmäßigkeiten. Diese Methode zur Erfassung und Untersuchung sich wiederholender Ereignisse hatte er als Kind entwickelt, um einen Weg zu finden, die Unberechenbarkeit seiner Mutter vorzusehen. Später, bei der Kripo, half ihm die Wahrscheinlichkeitsrechnung, aus der Summe gleicher Verbrechen typische Verhaltensmuster der Täter zu destillieren und ihnen eine Nasenlänge voraus zu sein. Weil aber jeder Beruf den Menschen deformiert, war die angewandte Statistik zu einer zwanghaften Marotte geworden, deren Nutzen nicht dem jeweiligen Zweck diente, ja ihn nachträglich erfinden musste, um den Aufwand zu rechtfertigen.

Wenn er an diesem völlig nutzlosen Sonntagnachmittag dem Problem nachging, welcher der möglichen Wege ( $x$ ) vom Friedhof ( $A$ ) zum Bäcker ( $B$ ) unter Berücksichtigung von Ampeln und Verkehr ( $h$ ) bei mittlerer Gangart ( $v$ ) der optimale, weil kürzeste war, ging es ihm nicht um Zeitersparnis oder Kraftgewinn, sondern um die Frage, warum er, wenn er nicht weiter über die Strecke ( $\rightarrow$ ) nachdachte, zu seinem gewohnten Ziel häufig jene

Straßen benutzte, die die kürzeste Verbindung zwischen Punkt A und Punkt B darstellten, aber nicht die sicherste und schnellste. Ginge er von der Heinrich Roller in die Winsstraße und überquerte die Prenzlauer Allee an der Immanuelkirch oder Marienburger Straße, würde er auch am Sonntagnachmittag im ungünstigsten Fall Minuten an der Ampel stehen. Nähme er die Roller, Raabe oder Christburger Straße, wo es keine Ampeln an der Prenzlauer gibt, könnte er seine gewählte Beschleunigung (*a*) beibehalten, riskierte aber, überfahren zu werden. Zudem musste er weitere fünf bis sieben für Fußgänger gefährliche Straßen überqueren, um direkten Wegs zur Sredzkistraße zu gelangen. Er entschied sich für die scheinbar ungünstigste Variante Wins-, Christburger-, Sredzkistraße, obwohl er achtmal über die Straße musste, aber nur an einer Ampel (Wins/Marienburger) warten, denn auf der Prenzlauer Allee Höhe Christburger gab es keine. Er hätte auch die Variante Roller, Prenzlauer, Sredzkistraße wählen und nur sieben Überquerungen versuchen können, doch Seneca entschied die Wahl. Der kluge *chien andalou (kläff)* wusste, dass die Winsstraße an Sonntagen den geringsten Verkehr hat, weil es dort die wenigsten Brunch-Lokale gibt. Ergo hieß die Formel seiner statistischen Berechnung:  $x = v + A > B : h + \text{Kläff}$ . Alles Wissen, die Gesamtheit aller Fragen und Antworten, ist in den Hunden enthalten, schrieb Kafka. Darum widersprach John seinem Begleiter nur selten. Zügig schlug er den Weg zur Winsstraße ein.

\*\*\*\*

Gewöhnlich ging er auf den Kollwitzmarkt, um nichts zu kaufen. Weniger die gepfefferten Preise als die Betulichkeit der Käuferschaft hielt ihn davon ab, sich

irgendwo anzustellen und mit anhören zu müssen, ob der Brie auch durch sei, das Gemüse biologisch einwandfrei oder der China-Tee pestizidbehandelt. Doch heute war erster Advent und Weihnachtsmarkt. Da hatte John seine Freude an großen Kinderaugen, dem Geruch von Zimt und Lebkuchen, den Posaunen der Heilsarmee. Seinen Kaffee trank er jedoch lieber beim Kollwitz-Bäcker in der Sredzkistraße. Dort war er um die Hälfte billiger und stärker als die Plörre, die man am Platz als Café clair verkaufte. Außerdem nervten hier keine Touristen mit Fragen wie: „Isch desch de Kollwitzplatsch?“

Der türkische Bäcker war ein Treffpunkt für Leute, die keinen Wert darauf legte, gesehen oder angesprochen zu werden und nicht achtzehn Euro fürs Frühstück ausgeben wollten. Ob Stammgast, Bauarbeiter oder Tourist, jeder fühlte sich wie zuhause bei Familie Mutlu, wurde als gerngesehener Gast verwöhnt und nicht nur als Kunde. Für Seneca war der Bäcker ein orientalischer Suk, wo immer etwas Essbares zu Boden fiel. Vom Hausherrn bekam er stets ein Extra, weil er die leidigen Spatzen aus dem Vorgarten vertrieb. Mütter ließen ihre Kinder den Hund streicheln und störten sich nicht, dass zum Kaffee geraucht wurde. Für John war der Ort die andere Seite des im Feuilleton arg in Verruf geratenen Prenzlauer Bergs – ein Stück Berlin fern provinzieller Lebensentwürfe, wo die FAZ und Süddeutsche neben der Mottenpost und dem Freitag auslag.

So las John auch an diesem Sonntag die Zeitung beim türkischen Bäcker, wo man ihn oft genug für einen Ausländer hielt, weil er seinen Hund nicht anschnauzte, keine Meinung zum Sauwetter hatte und genüsslich seine Zigarette im Freien rauchte. Als er die *BZ* durchblätterte,

fand er zwischen dem schönsten Arsch Berlins und der Schlagzeile „Knut goes Hollywood“ eine unscheinbare Meldung mit Bild. Die Polizei teilte mit, dass die fünfjährige Maren G. aus Prenzlauer Berg vermisst wurde. „Seit neun Tagen“, murmelte John. Er wusste, dass die Presse in solchen Fällen erst informiert wird, wenn der dringende Verdacht auf ein Verbrechen vorliegt. Ab dann stehen die Beamten unter massivem Druck der Öffentlichkeit und müssen das Kind finden. Die Chancen, dass Maren noch lebte, lagen neunzig zu zehn, dass sie von allein wieder auftauchte, bei zehn zu neunzig. Entgegen der Medienhysterie war Kindstötung kein stetig zunehmendes Delikt, aber die Zahl der Kinder, die verschwinden und nie wieder gesehen werden, war seit dem Wegfall der Grenzen in Europa dramatisch gestiegen. Womöglich war das Mädchen längst in einem holländischen Kinderbordell oder bei einem netten Onkel zu Besuch auf Mallorca. Aber nicht selten „wohnte“ so ein kleines süßes Ding nur ein paar Ecken von zu Hause entfernt und keiner merkte es.

Der Privatdetektiv riss das Bild aus der Zeitung und steckte es ein. Als er sich zum Gehen entschloss und Seneca erfreut aufsprang, rief jemand: „Hallo Marlowe!“ John fuhr herum. „Ach, Herr Kunze! Wie geht’s Frau Kunze?“

Der untersetzte Mann mit dem nervösen Blick eines Buchhalters reichte ihm die Hand und antwortete: „Sie heißt jetzt wieder Dimitrova. Das Gericht hat dank Ihrer Beweise die Untreue meiner Frau als Scheidungsgrund anerkannt. Aber Unterhalt muss ich trotzdem zahlen.“

„Das tut mir leid“, bemühte sich John, glaubhaft zu lügen. „da kann ich die letzte Rate meines Honorars wohl vergessen?“



„Das dürfen Sie nicht sagen“, stotterte der frisch Geschiedene, dass ihm der Hut auf der Stirn tanzte wie bei Udo Lindenberg. „Aber im Moment ...“

„Rufen Sie an, wenn Sie im Lotto gewonnen haben“, beeilte sich John, das peinliche Gespräch zu beenden.

Der Mund des Mannes verzog sich zu einer dünnen Linie.

„Es ist Ihre Schuld, dass es so gekommen ist. Ohne die abscheulichen Fotos wäre ich noch verheiratet.“

„Ich gebe Ihnen einen Rat“, sagte Klein. „Das nächste Mal kaufen Sie sich für zehn Euro eine Wegwerfkamera und erledigen den Job selbst.“

„Es gibt kein nächstes Mal. Ich kaufe mir lieber einen Hund.“

John sah den Mann erstaunt an. So viel Klugheit hatte er ihm nicht zugetraut.

„Was kostet so ein handlicher Wischmopp?“, grinste Kunze.

„Unbezahlbar“, übertrieb Klein und hielt Ausschau nach seinem Gefährten. Er saß vorm *Anna Blume* und wartete, dass jemand die Tür öffnete und er ein Stück Kuchen spendiert bekam. Er war ein verdammt kluger Hund und verstand es besser als die jammernden Bettler in der U-Bahn, die Herzen der Menschen zu erweichen. Ganz ohne Worte, nur mit Schwanzwedeln.

John überlegte, ob er in seinem Büro in der Metzgerstraße vorbeischaun und den Anrufbeantworter abhören sollte. Die ganze letzte Woche hatte kein Schwein nach ihm verlangt, nur ein Filmstudent, der Stoff für einen Kiez-Krimi suchte. „Unsere Fälle sind streng vertraulich“, hatte Klein bedauert. In Wahrheit wollte er nur nicht zugeben, dass sein Job wenig Aufregendes zu bieten hatte.

Nachdem er beim Vietnamesen in der Kollwitzstraße Bier und Hundefutter gekauft hatte, verbrachte John den Rest des Tages mit Abwohnen seiner Zweizimmerwohnung.

Das Haus vis-à-vis dem Wasserturm war ein hässlicher Sozialbau aus den Fünfzigerjahren und stand neben den sanierten Gründerzeitfassaden mit ihrem aufgeplusterten Zierrat wie Aschenputtel neben ihren Schwestern. Nach dem Tod seiner Frau hatte John die bildschöne gemeinsame Vierraumwohnung mit Stuckdecke und Flügeltüren in der Kollwitzstraße gegen die sozialistische Puppenstube eingetauscht, um nichts zu behalten, was ihn an die glückliche Zeit mit Lea erinnerte.

Weder war John ein Nestbauer noch ein Stubenhocker. Deshalb sah es bei ihm aus, als wäre er gerade eingezogen oder dabei, auszuziehen. Im Flur stapelten sich Kartons mit alten Zeitungen, Fotos, Tagebüchern. Im Wohnzimmer waren die wenigen Sitzmöbel mit weißen Tüchern behängt wie in einem Tschechow-Stück, aus dem Bücherregal quollen die unsortierten Bände und schauten herablassend auf die Berge von Zeitungen am Boden. Nur der Schreibtisch wirkte einigermaßen aufgeräumt mit dem alten Powerbook und einem Glas voller Schreibgeräte. Alle Arten von Kugelschreibern, Füllern und Bleistiften mit Werbung, ohne Werbung, Druck- oder Drehknopf, Gold- und Alu-Feder. John liebte diese Erfindung der Brüder Biró und ließ die Dinger überall mitgehen, wo sie versehentlich oder absichtlich herumlagen. Sein bestes Stück, ein silberner Bullit-Pen von Spalding & Bros., den er bei einem Freundschaftsbesuch vom Chief Detektive der New Yorker Polizei geschenkt bekommen hatte, trug er immer bei sich und hütete es wie seinen Augapfel. Diesen Kugelschreiber zu verlieren, käme einer Kapitulation vor der Zerstretheit des Alters gleich und würde ihn die letzte Verbindung zu den schönen Dingen des Lebens abbrechen lassen. Der Verlust seines geliebten Mercedes 300 S war schmerzlich genug. Nun konnte er als

Fußgänger einen persönlichen Beitrag zur Reduzierung des CO<sub>2</sub>-Gehalts der Erde tun, ohne die Grünen wählen zu müssen. Mochten die ökologisch korrekten Volvo-Fahrer in seiner Nachbarschaft ihn für einen Sozialfall halten, weil jemand, der wie selbstverständlich tut, was andere nur predigen, sich keine Freunde macht: John war es gleich. Im Grunde war er sogar froh, ein Problem weniger zu haben.

Als er die Küche betrat, sah er genug andere Probleme. Der Abwasch von einer Woche stand in der Spüle und roch schon. Das Tiefkühlfach des Kühlschranks war leer. Er bestellte sich telefonisch eine Ente kross mit Mango Lassi beim Thailänder und verbrachte die Wartezeit vor dem Fernseher. Euro Sport zeigte Sumo-Ringen. Seneca hatte seine nasse Schnauze in Johns Schoß gelegt und wollte gestreichelt werden. Die Ente in Folie, die der Bote endlich brachte, roch nach altem Fett. Eine Hälfte würgte John in sich hinein, die andere verfütterte er an den Hund, der sie fraß wie eine Delikatesse. Er trank ein Bier und rauchte eine Zigarette und dachte über die Vermisstenmeldung in der Zeitung nach.

John betrachtete das Foto des Mädchens, das seit neun Tagen verschwunden war. Es hatte dünnes blondes Haar, wässrige Augen, schmale Lippen und eine Zahnlücke – ein gänzlich durchschnittliches Kind. Entgegen dem Klischee der süßen Kleinen griffen die meisten „bösen Onkels“ nach weniger hübschen Mädchen. Es verschwanden deutlich mehr sogenannter OBMs – Kinder ohne besondere Merkmale. James Joyce nannte solche Menschen im *Ulysses* HCE, *Here comes Everybody*. Schon Odysseus hatte sich als Niemand getarnt. NAKs, nicht auffällige Kinder, verursachten in den Medien geringeren Wirbel. Um Maren würde es vermutlich kaum Presserummel geben, solange sie nicht

tot aufgefunden wurde, zumal ihre Eltern offenbar weder besonders begütert oder A- und B-Prominenten zu sein schienen. Die Polizei würde nach ihr suchen, zuerst im familiären Umfeld, dann landesweit, schließlich per Interpol und zuletzt auf Kinderporno-Seiten im Internet. Je länger die Suche dauerte, umso schwieriger wurde es, Heranwachsende auf Fotos zu identifizieren. Von drei Dutzend deutschen Kindern, nach denen seit Jahren gefahndet wurde, fehlte jede Spur. Tauchte Maren in den nächsten zwei Wochen nicht wieder auf, stand zu befürchten, dass sie zur Karteileiche würde, weil die Ermittler mit neuntausend Vermisstenfällen pro Jahr hoffnungslos überfordert waren. John musste es wissen, er hatte lange genug bei der VB II 4, der Berliner Vermisstenstelle im LKA, gearbeitet und keinen Tag dort vergessen.

Er heftete das Foto des Mädchens an seine Pinnwand und ging früh schlafen. Zuvor schloss er das Fenster im Schlafzimmer, das in Richtung St. Nikolai-Friedhof zeigte, und ließ das Licht der Leselampe brennen. Er hoffte, dass Lea ihn in dieser Nacht nicht wieder besuchte.

Gegen drei Uhr morgens erwachte er aus einem traumlosen Schlaf und hörte das Tatü-Tata der Feuerwehr, dann die Sirenen mehrerer Funkstreifen. Also brannte im Prenzlauer Berg wieder eine Luxuskarosse. Was ging es ihn an? John knipste das Licht aus und dreht sich zur Wand, um Lea Platz zu lassen, falls sie doch noch bei ihm liegen wollte.

Sein Partner Peter Kurz erschien wie immer zwei Stunden nach ihm im Büro, und wie immer sah er aus, als käme er geradewegs aus der Nachtbar. Er hängte seinen Mantel an die Garderobe, steckte seinen Kopf durch die Tür und rief: „Bonjour tristesse!“

John telefonierte mit der Keithstraße wegen des verschwundenen Mädchens. „Was heißt hier, ich bin nicht zuständig! Ich will doch nur die Adresse der Eltern ... Und ob ich zu tun habe! Kann nicht mal pinkeln gehen vor lauter Aufträgen ... Warum? Ich mag es nun mal nicht, wenn in meinem Viertel Kinder verschwinden. Schon gar nicht vor Weihnachten ... Genau, mein zweiter Vorname ist Nikolaus ... Ich krieg die Adresse auch so raus ... Ja. Sobald ich eine Spur habe ...“ John notierte sich eine Adresse und legte auf.

„Du willst doch nicht etwa wieder bei den Ghostbusters anfangen“, fragte Kurz und kraulte Seneca das Hinterteil.

„Lass das! Der Hund wird noch schwul.“

„Hat er im Gegensatz zu dir wenigstens Spaß.“ Peter ließ von Seneca ab und nahm sich einen Kaffee aus der Maschine. „Also, worum geht’s?“

„Ein Mädchen aus der Raumer ist seit neun Tagen abgängig“, murmelte Klein.

„Jeden Tag verschwinden irgendwelche Leute in dieser Stadt. Was geht uns das an?“

John zuckte mit der Schulter und öffnete das Adressverzeichnis seines Computers. „Sei froh, dass du nie erfahren wirst, wie es ist, wenn dein Kind auf Nimmerwiedersehen verschwindet.“

„Du auch nicht“, erwiderte Peter. „Selbst als Großvater ist der Zug für dich abgefahren.“

John tat, als hätte er die Bemerkung überhört. Unter dem Buchstaben G fand er, wonach er suchte. „Gunther Graf, Raumer Straße 5. Na bitte!“

„Ehebruch oder Einbruch?“, fragte Kurz.

„Beamtenbeleidigung. Ich sollte Zeugen finden zu seiner Verteidigung. Es gab keine.“

Kurz schnalzte mit der Zunge. „Vielleicht verarscht er auch die Polizei und hat sein Kind in der Kühltruhe versteckt.“

„Ein Grund mehr, sich um die Sache zu kümmern.“

John nahm Pfefferspray und Handschellen aus seinem Schreibtisch und steckte beides in die Taschen seines Lodenmantels.

„Soll ich mitkommen?“, fragte Peter beinahe mütterlich.

„Nee, lass mal. Wenn ich bis vier nicht zurück bin, rufst du Eins-Eins-Null an.“ John schob Seneca weg, der vor Freude an ihm hochsprang. „Heute geht der da mit dir raus.“

„Nix Gassi! Ich viel arbeiten“, gestikulierte Kurz und verschüttete den Rest seines Kaffees über den Mantel seines Partners.

John wischte die braune Brühe von der Imprägnierung. Den hat mir der Teufel geschickt für alle meine Sünden, dachte er und verließ das Büro.

Unterwegs zur Raumerstraße erinnerte sich John an den Fall Gunther Graf, der gut zwei Jahre zurück lag. Der arbeitslose Dachdecker war von einem Mitarbeiter des Ordnungsamts angehalten worden, weil er mit dem Fahrrad auf dem Fußweg fuhr. Er sollte fünfzehn Euro zahlen, dachte aber nicht im Traum daran und nannte den Beamten einen Wegelagerer, der Geld von jedem eintreibt, der nicht bei drei auf dem Baum ist. Ein Wort ergab das andere, bis die Polizei kam und Graf das Ordnungsgeld bezahlte. Monate später wurde er vom

Amtsgericht Moabit zu einer Geldstrafe von 500 Euro wegen Beamtenbeleidigung verurteilt. Der Verklagte erklärte, er könne die Summe nicht zahlen, weil er arbeitslos war. Die Richterin erhöhte daraufhin das Strafmaß auf 900 Euro, damit der Erwerbslose nicht dachte, er könne ungestraft Beamte beleidigen. Zusätzlich zu den Verfahrenskosten sollte Graf nun 1025,13 Euro zahlen. Er tat es nicht und weigerte sich auch, 174 Stunden Sozialdienst zu leisten. Als ihm 29 Tage Gefängnis drohten, schaltete er die Firma Kurz & Klein ein, weil sie billiger war als ein Anwalt. Graf wollte das Urteil anfechten und den Mitarbeiter des Ordnungsamtes wegen Falschaussage verklagen. Weil Aussage gegen Aussage stand und Graf keine Zeugen nennen konnte, riet John ihm, das Geld in kleinen Raten zu zahlen und die Sache zu vergessen. Doch der Geist von Michael Kohlhaas war in den Dachdecker gefahren und ließ ihn lieber ins Gefängnis gehen als klein begeben. Im Streit mit einem Insassen verlor Graf einen Finger und war seitdem arbeitsunfähig. Und nun das mit seinem Kind.

John beschleunigte seinen Schritt und überquerte die Danziger Straße, die früher Dimitroffstraße hieß. Die Raumerstraße hieß immer Raumerstraße nach einem preußischen Innenminister, der Religion als Pflichtfach an Berliner Schulen eingeführt hatte. Auch so mochte John die Straße nicht, weil alles ihn dort an seine Frau erinnerte. Hier, zwischen Senefelder und Dunckerstraße, hatte sie gewohnt, bevor sie zusammengezogen waren. Der Korbmacher im Parterre ihres Mietshauses war immer noch da. Ebenso der Secondhand-Laden, in dem er sich einen Smoking für die Hochzeit gekauft hatte.

Gunther Graf wohnte zwei Hausnummern weiter zur Prenzlauer Allee. Wie erwartet, war er zu Hause. Seine Freude über den Besuch hielt sich in Grenzen. Den Mann

konnte nichts mehr überraschen, nicht einmal das unerwartete Auftauchen John Kleins.

„Maren is' nich' mehr“, war Graf überzeugt und kippte sich einen Doppelkorn in den Rachen. „Ick fühle det, dass sie totjemacht wurde.“

John hielt nicht viel von negativer Gefühlsduselei und wollte wissen, wann und wo Maren zum letzten Mal gesehen worden war.

„Beim Laternenfest auf'm Kolle. Plötzlich war se wech, wie vom Erdboden vaschluckt. Obwohl meene Olle immer offjepasst hat.“

„Also am Sankt Martinstag“, unterbrach Klein. „Hat sie sofort die Polizei gerufen?“

Graf nickte apathisch. „Die janze Nacht ham se nach ihr jesucht. Ick war leider zu besoffen. Dachte ja, dass die Kleene von alleene wieder offtaucht.“

„Und niemand hat gesehen, dass ein Mädchen mit einer Laterne zu einem Mann ins Auto stieg?“, fragte Klein.

„War ja total duster. Außerdem jibt es im Prenzlberg Kinder wie Sand an der Ostsee.“

„Ist Maren schon einmal ... verloren gegangen?“

„Det ham mich die Bullen och jefragt“, entgegnete Graf.

„Muss ick verneinen. Bei uns kommt nischt weg, normalerweise.“ Graf goss sich noch einen Doppelkorn ein und bot Klein auch ein Glas an. Er lehnte dankend ab, um den Besuch nicht länger als nötig hinzuziehen.

„Warum hatte Maren kein Kinder-Handy?“

„Weil ick in die Schufa stehe, Schlaumeier!“, lallte Graf und griff das Glas mit Daumen- und Mittelfinger, weil der Zeigefinger der rechten Hand fehlte. „Iss alles deine Schuld. Hättest du nur einen Zeugen jefunden, wäre ick nich in Knast jekomm und ...“

„Es gab keine. Das wusstest du“, konterte Klein und zündete sich eine Zigarette an.



Graf standen plötzlich Tränen in den Augen.

„Ick globe, ick hab nischt wie Pech. Erst die Arbeit wech, dann in Knast, und jetzt meene Kleene wech.“

„Das kann jedem passieren“, sagte John lahm und, obwohl er es besser wusste: „Die meisten Kinder tauchen früher oder später wieder auf. Sie dürfen die Hoffnung nicht aufgeben.“

„Det ham die Bullen och jesagt. Aber nischt iss seitdem passiert“, jammerte Graf.

John drückte seine Zigarette aus und erhob sich zum Gehen. „Wann kann ich mal Ihre Frau sprechen?“, wollte er noch wissen.

„Die putzt. Um fünfe isse wieder hier. Aber die kann dir och nich mehr sagen.“

„Nicht den Mut verlieren. Ich habe mehr Kinder wiedergefunden. als du Flaschen leergesoffen hast. Ist so was wie mein Hobby, verlorene Dinge zu finden.“

Er fragte nach einem Foto von Maren. Graf kramte eins hervor und wollte ihn zur Tür bringen, fiel aber beim Aufstehen beinahe unter den Couchtisch.

„Ich finde schon selbst hinaus“, sagte John und winkte knapp, um Gunther nicht die Vierfingerhand geben zu müssen.

Noch im Treppenhaus fürchtete er, sein Versprechen, nicht halten zu können. Wo sollte er nach dem Mädchen suchen, wenn niemand ihr Verschwinden beobachtet hatte? Nur der Zufall konnte ihm zu Hilfe kommen. Zufall war es auch gewesen, als sie eine junge Frau aus Pankow aufgespürt hatten, die sich in Luft aufgelöst zu haben schien. Monate nach ihrem Verschwinden verunglückte ein Mann aus Heinersdorf und kam ins Krankenhaus. Seine Nachbarn riefen die Polizei, weil ein Hund in der Gartenanlage Tag und Nacht jaulte. Als die Beamten den Bungalow öffneten, fanden sie außer einem Hund die

vermisste Frau – im Keller angekettet, aber wohlauf. Sie hatte auf den Nachtbus gewartet, als der Mann sie mit dem Messer bedrohte und ins Auto zerrte. Seitdem hatte er sie als Sexsklavin gefangen gehalten, verwöhnte sie aber mit Luxusartikeln und vorzüglicher Küche. Kaum war die Frau entkommen, wollte sie ihren Peiniger im Krankenhaus besuchen. Als er seinen Verletzungen erlag, nahm sie den Hund zu sich und pflegte das Grab. Der Mensch ist ein Abgrund, dachte John, das Unglück nicht nur die Kehrseite des Glücks, sondern womöglich das stärkste Band zwischen zwei geschundenen Seelen. Gunther Graf zog das Unglück an wie Schwarze Löcher das Licht. Er hatte sich im Zustand der Absorption seiner positiven Energie eingerichtet und war im Grunde zufrieden, im Unglück fand er die Ruhe, die ihm die Furcht vor möglichem Unglück raubte. Ihm konnte nichts Schlimmeres widerfahren als eine günstige Wendung seines Schicksals, die nur neue Furcht verursachen würde.

Trotzdem musste er wenigstens versuchen, Maren zu finden. Die Angst ums Kind war vielleicht der Preis für Elternfreuden – eine Angst, die John Klein nicht zufällig erspart geblieben war. Zu viele verzweifelte Eltern hatte er als Ermittler der VB II 4 gesehen, Eltern, die vergeblich auf die Rückkehr ihres Lieblings hofften und für dieses Leben erledigt waren. Lea hatte sich Kinder von ihm gewünscht, konnte aber keine bekommen. Würde ein Kind von Lea den Verlust von Lea aufwiegen?

Um auf andere Gedanken zu kommen, kehrte John auf einen Kaffee bei Orhan ein. In der Hoffnung, etwas über die Ermittlungen im Fall Maren in der Presse zu finden, las er sogar die *BZ* und den *Kurier*. Aber er erfuhr nur, warum die Feuerwehr Samstagabend seinen Schlaf gestört hatte: In der Saarbrücker Straße hatte ein Renault Espace

gebrannt und mit ihm ein Mensch. Die Polizei konnte oder wollte nicht sagen, ob es sich bei dem Toten um den Fahrzeughalter, einen jungen Rabbiner aus der Synagoge in der Rykestraße handelte. Der Staatsschutz ermittelte wegen eines Verbrechens mit terroristischem Hintergrund.

„Das hat uns noch gefehlt“, sagte Orhan, als John ihm die Nachricht vorlas. „Jetzt kann die Jagd auf Moslems losgehen.“

John beruhigte den Bäcker. „Du bist so deutsch wie Hitlers Schäferhund. Außerdem tragen deine Schwestern kein Kopftuch.“

„Wir sind Kurden, Herr Klein.“

John fiel nichts Besseres ein als der Kommentar: „Nobody's perfect.“ Weil Orhan nicht lachte, erzählte er ihm die Geschichte von dem kurdischen Imbissbesitzer in der Schönhauser Allee. John hatte bei ihm Halumi gegessen und Bier getrunken. Zu spät merkte er, dass er seine Brieftasche im Büro vergessen hatte. Also ließ er seinen Koffer mit Werkzeug, Fotoapparat, Abhörelektronik, Mini-Kamera, Funkgerät als Pfand zurück. Als er mit dem Geld zurückkehrte, war der Mann kreidebleich. Eine Woche später gab es den kurdischen Imbiss nicht mehr.

Auch jetzt lachte Orhan nicht. „Den Besitzer gibt es auch nicht mehr. So viel ich weiß, wurde er von den Grauen Wölfen ermordet, weil er bei der PKK war.“

„Ich muss ins Büro“, sagte John betreten und stand auf. Er piffte den Song „I don't like Mondays“ von Bob Geldof, als ihm an der Ecke Wörtherstraße eine Funkstreife entgegen kam, an der Belforter eine schwarze Limousine mit Blaulicht. Ab jetzt, fürchtete er, würde in seinem Kiez jeder Tag ein Scheißmontag sein.



Am Dienstag ließ der Pressesprecher des Innensenators verlauten, dass es sich bei dem Toten in der Saarbrücker Straße um den dreißigjährigen Rabbiner Jakob Schwarz handelte. Da von einem Verbrechen mit antisemitischem Hintergrund auszugehen war, berief der Innensenator eine Sonderkommission ein, um die Tat zügig aufzuklären. Für sachdienliche Hinweise aus der Bevölkerung wurde eine Hotline eingerichtet und für Hinweise, die zur Ergreifung des Täters oder der Täter des Verbrechens führten, zudem eine Belohnung von zehntausend Euro ausgesetzt. Könnt ich grade brauchen, dachte John. Doch eine Staatsschutzsache war ihm zu heiß. Im Fall des gewaltsamen Todes eines Rabbiners würde er sich selbst mit Asbesthandschuhen die Finger verbrennen.

Am Mittwoch meldete die Presse die Verhaftung eines vierundvierzigjährigen Syrers aus Neukölln, der sich in einem anonymen Anruf bei der Israelischen Botschaft zu der Tat bekannt hatte. Am selben Tag wurde die Verhaftung weiterer Tatverdächtiger bekanntgegeben. Sie stammten aus der rechten Szene und waren bereits wegen mehrerer Brandanschläge auf jüdische Einrichtungen rechtskräftig verurteilt. Alle einvernommenen Personen schwiegen zum Tathergang, doch die Polizei ging davon aus, den feigen Mord an dem Rabbiner in Kürze aufzuklären.

John Klein hatte weder Zeit noch Interesse an dem Fall. Er war mit einem verschwundenen Kind beschäftigt, und Kommissar Zufall schien ihn im Stich zu lassen. Dutzende Anwohner des Kollwitzplatzes hatte er befragt, ob sie am Martinstag das Mädchen allein oder in Begleitung gesehen hatten. Vergebens. Ein Penner, der täglich auf

einer Bank des Platzes herumhing, wollte ihm einreden, dass in der Münztoilette vorm *Gugelhof* Leute verschwanden. Sie gingen hinein, und wenn die Tür nach einiger Zeit automatisch öffnete, kämen sie nicht wieder heraus. John fand die Beobachtung interessant, aber nur für einen Autor von Mystery-Thrillern. Ansonsten konnte der Mann Kinder so wenig ausstehen wie Hunde. Was ihn in den Augen eines Hundefreundes als von Grund auf verdorbenen Menschen disqualifizierte.

Er berechnete seine Chancen, Maren Graf zu finden. Es gab es nur zwei Möglichkeiten: Entweder war sie unbemerkt ins Auto eines Fremden gestiegen und für immer im engmaschigen Netz internationaler Kinderpornoringe verloren. Oder sie war irgendwo in der Stadt, womöglich sogar hier, sichtbar verborgen im Bermuda-Dreieck des kinderreichsten Berliner Stadtbezirks. John wusste, dass Pädophile oft äußerst intelligent sind, nur selten spontan handeln und jeden Schritt klug planen. Es sei denn, sie wollten gefasst werden. Was vorkommt bei Vätern oder Müttern, die ihre Kinder entführen, um das Sorgerecht zu erzwingen, aber kaum bei Triebtätern, die das Einmaleins des Verschwindens gelernt haben. Die erste Regel lautete: Eine Nadel im Heuhaufen zu verstecken, ist nicht besonders klug, weil man nur einen Magneten braucht, um sie zu finden. Man muss die Nadel in einem Haufen Nadeln verbergen, um sie unauffindbar zu machen. An einem Ort, der gut sichtbar und zugleich unüberschaubar ist. Ein Wohnhaus mit vielen Mietern vis-à-vis eines Kinderspielplatzes zum Beispiel. Der Entführer könnte hier nach einer Weile sogar problemlos mit dem Kind herumspazieren, wenn es sich an ihn gewöhnt hatte.

Aber was half ihm die Kenntnis des Einmaleins des Verschwindens, wenn das Wiederfinden für einen

Alleinermittler an höhere Mathematik grenzte? Er konnte nur auf Kommissar Zufalls Rechenkunst hoffen.

John rief seinen Partner Kurz an und ließ ihn wissen, dass ihn eine Winterdepression plage und er kurzerhand beschlossen habe, ein Transformations-Training zu absolvieren. Die Auftragslage war ohnehin gleich null, weil Ehemänner/-frauen am Jahresende kaum Zeit zum Fremdgehen haben, Angestellte vor lauter Feiertagen nicht krankfeiern müssen und Ladendiebstahl zur Weihnachtszeit das Saisongeschäft privater Sicherheitsfirmen ist. Eigentlich konnten sie ihr Büro bis Mitte Januar dicht machen und sich auf Mallorca sonnen, wäre der Dezember nicht ein ebenso einträglicher Monat für Versicherungsbetrug wie der Rest des Jahres. Und nach der Neujahrsknallerei stieg die Zahl echter und dubioser Schadensfälle gewöhnlich um hundert Prozent.

Um nicht aufzufallen, ließ John seinen Hund zu Hause. Seneca zog Kinder an wie ein Eisverkäufer, auch wenn er die kleinen Schreihälse kaum besser ertrug als das Pfeifen der Silvesterraketen. Den Kollwitz-Spielplatz ließ der Detektiv aus, weil nur in deutschen Fernsehkrimis Täter so dumm sind, an den Ort des Verbrechens zurückzukehren. Auch die Buddelkästen am Helmholzplatz konnte er vergessen, weil der Entführer sie meiden würde, seit in der Presse ein Kind aus der Raumerstraße gesucht wird. Von seiner Wohnung aus konnte John den Spielplatz am Wasserturm nicht überschauen, aber von der Anhöhe des Wasserspeichers aus hatte er die Klettergerüste und Schaukeln im Blick, ohne sich als Päderast verdächtig zu machen. Die Kinder, die unter ständiger Beobachtung ihrer Eltern herumtollten, waren viel jünger als Maren Graf. John hatte nicht daran gedacht, dass Fünfjährige vor- und nachmittags in den Kindergarten gingen. Zu riskant für

den Entführer, sich hier mit einem Kind im Vorschulalter aufzukreuzen und sich den Fragen von Eltern zu stellen, deren größtes Problem die Wahl der richtigen Schule war. Er musste anders an die Sache herangehen. Ein fünfjähriges Kind würde, damit es gehorchte, mal aus seinem Gefängnis heraus wollen. Aber wohin konnte der Entführer mit dem Mädchen gehen, ohne aufzufallen? Ins Schwimmbad? Ins Kino? Das Risiko, dass die Kleine erkannt wurde, war viel zu groß. Der Weihnachtsmarkt am Alex? Schon weniger riskant, aber doch gewagt. Seit nunmehr zwölf Tagen wurde Maren vermisst, am neunten war ihr Bild in der Zeitung erschienen. Ab da musste der Entführer ernsthaft befürchten, dass jemand das Kind auf der Straße erkennt. Acht Tage lang hatte er mit Maren relativ sicher spazieren gehen, Bahn fahren, einkaufen können, nur nicht in unmittelbarer Nähe der Raumerstraße. Jetzt musste er warten, bis Gras über die Sache gewachsen war, ehe er sich wieder mit der Kleinen nach draußen wagen konnte. Das konnte John Klein nicht – warten.

\*\*\*\*

Moshe Meirowitz empfing die Ermittler hinter der elektronischen Schleuse am Eingang der Synagoge. „Guten Tag, Herr Meirowitz“, sagte Kommissar Struck und reichte dem Rabbiner die Hand. „Oder heißt es Hochwürden?“

„Wir sagen Reb zu jedem Mann jüdischen Glaubens und Rebbe, wenn er ein Rabbiner-Amt inne hat“, lächelte Meirowitz. „Aber lassen wir die Formalitäten. Bitte folgen Sie mir.“

Sie gingen schweigend über den Hof und betraten das Treppenhaus im Seitenflügel. Es roch nach



Linoleumkleber und frischer Farbe. Im ersten Stock war der Flur mit Folie ausgelegt. Eine junge Restauratorin stand auf einer Leiter und legte mit Pinsel und Spachtel das mit brauner Ölfarbe übermalte Wandpanel frei. Es zeigte ein orientalisches Kasten-Ornament in dreidimensionaler Illusionsmalerei.

„Das wurde wohl von den Nazis verschandelt?“, fragte Strucks Begleiter Jenner.

„Von einer DDR-Malerbrigade. 1967 gab es einen Wasserschaden durch einen Sturm, der das Dach teilweise abdeckte.“

Moshe Meirowitz öffnete die Tür zu seinem Büro und bat die Ermittler hinein. Der Raum war schmucklos, ohne Bilder an den Wänden und mit Möbeln ungefährender Herkunft. Der Tisch verbarg sich unter einer Wachstuchdecke mit Sonnenblumenmuster, die Aluminiumstühle hatten verschiedenfarbige Polster, am Rollschrank an der Wand klebte noch das Inventarsiegel des Magistrats von Berlin. Meirowitz bot den Polizisten Kekse aus einer Blechdose und Coca Cola light an. Beide lehnten dankend ab.

„Wir möchten Ihre Zeit nicht unnötig in Anspruch nehmen, Herr ... Reb Meirowitz“, sagte Struck.

„Wir haben nur ein paar Fragen betreffs des Toten“, fügte Jenner hinzu.

Struck nahm einen Notizblock zur Hand und schrieb etwas aufs Papier.

Meirowitz rutschte hin und her, bis er bequem saß.

„Eigentlich habe ich schon bereits dem Staatsschutz erzählt.“

„Wir vom LKA ermitteln unabhängig von der Bundesbehörde“, erklärte Struck. „Das ist so üblich. Auch wenn es sich um ein Verbrechen mit eindeutig politischem Hintergrund handelt.“

Meirowitz strich sich über den graumelierten Bart. „Kann man denn sicher sein? Vielleicht war es ein dummer Jungenstreich und der unglückliche Rebbe Schwarz verbrannte bei dem Versuch, sein Auto zu retten.“

„Kannten Sie ... Rabbiner Schwarz gut?“

„Na, wie sollte ich ihn nicht kennen“, erwiderte Meirowitz und wedelte mit den Händen, als wollte er Fliegen verscheuchen. „Er war ein Rebbe aus Fleisch und Blut wie es nur wenige gab.“

„Waren Sie sein Vorgesetzter oder Mentor?“, wollte Jenner wissen. „Er war ja wesentlich jünger als Sie.“

„Hierarchie oder Titel gibt es bei uns nicht. Nur in der Verwaltung des Gemeinde- oder Zentralrats. Wir sind eine *jeschiwa*, auf Deutsch: der Ort, wo man sitzt. Man kann auch Bibelschule sagen. Das Besondere ist, dass wir eine liberal-orthodoxe Einrichtung sind, wo Männer und Frauen gemeinsam die Tora studieren. In getrennten Räumen, versteht sich.“

„Verzeihen Sie“, unterbrach Struck, „was ist ein Rabbiner und was tut er?“

Moshe Meirowitz schien auf die Frage gewartet zu haben.

„Ein Rabbiner ist eben ein Rabbiner. Er tut alles und nichts für das Wohl der Gemeinde. Er predigt, er tröstet, er lehrt und berät in allen nur möglichen Dingen. Manchmal auch in unmöglichen.“

Die Ermittler versuchten, ihre Begriffsstutzigkeit durch Lachen zu überspielen.

„Welche Aufgaben hatte Rabbiner Schwarz?“

„Dieselben wie ich“, erklärte Meirowitz. „Nur dass er trotz seiner Jugend ein echter *macher* war, der die Gemeinde auch nach außen vertrat. Während ich mich damit bescheide, Augen und Ohren offen zu halten für die Dinge *inmitn drinen*.“

„War Jakob Schwarz beliebt? Hatte er Feinde oder Neider?“

Meirowitz überlegte, wie er auf so eine komplexe Frage antworten konnte. „Ein Rabbiner strebt nicht danach, geliebt zu werden. Man soll ihn achten, so er es verdient, und seinen Rat befolgen, so er klug ist. Ansonsten lässt man ihn am besten zufrieden mit seinen *meriten*. Bei uns sagt man: Ein Rabbi, den seine Gemeinde nicht wegjagen will, ist kein richtiger Rabbi. Aber ein Rabbi, den sie tatsächlich wegjagen, ist kein richtiger Mann. Jakob Schwarz war ein Mann mit Eigenschaften und somit hatte er wohl Neider. Ich glaube aber, keine Feinde.“

„Wissen Sie, ob er private Probleme hatte?“, fragte Struck vorsichtig.

„Das müssen Sie seine Frau fragen. So viel ich weiß, führte Rabbi Schwarz eine glückliche Ehe. Seine beiden Kinder sind, wie man so sagt, von *schejner balbatschkajt*. Fromm und wohlerzogen. Sie tun mir in der Seele leid.“

Jenner kratzte sich am Ohr. „Und warum ist die Frau mit den Kindern nach der Beisetzung ihres Mannes sofort in die USA gereist?“

„Warum? Um mit ihrer Familie zu trauern, die so schnell nicht kommen konnte. Wie Sie wissen, muss ein Jude noch am selben Tag seines Sterbens bestattet werden.“

Struck nickte bedauernd. „Der Pathologe kann nicht mit Gewissheit sagen, ob das Opfer durch den Brand starb oder durch andere äußere Gewalteinwirkung.“

Jenner hob die Augenbrauen. „Vielleicht war er schon tot, als ...“

Meirowitz fiel ihm ins Wort. „Glauben Sie, man hat ihn gemordet?“

„Fürs Glauben sind Sie zuständig“, erklärte Struck hintersinnig. „Wir für Gewissheit.“

Dem Rabbiner missfiel ironischer Hintersinn in der Sache. „Man kann nicht wissen, wenn man nicht glaubt. Unser Glaube verbietet Selbsttötung. Ebenso die Tötung unseresgleichen ... jedes Menschen. Darum leisten streng gläubige Juden keinen Armeedienst.“

Jenner schaute auf die Uhr. „Nur noch eine Frage. Wann haben Sie Jakob Schwarz das letzte Mal lebend gesehen?“ „Am Sabbat vor der Tragödie“, antwortete Meirowitz bedrückt. „Wir unterhielten uns über dies und das. Er sagte mir, dass er für ein paar Tage mit seiner Familie nach Wien fahren wolle, um Verwandte zu besuchen. Ich riet ihm ab, mit dem Auto zu reisen. Wegen der Gefahr von Glatteis.“

Jenner schaute seinen Kollegen an, der jedes Wort des Rabbiners notierte, und räusperte sich. „Tja! Ich denke, das wäre alles.“ Struck klappte den Notizblock zu und erhob sich. Auch Meirowitz stand auf.

„Es tut mir leid, dass ich Ihnen nicht mehr helfen kann.“

„Wir danken trotzdem für das Gespräch“, sagte Struck und ging zur Tür. Jenner hatte das Gefühl, dass der Rabbiner noch etwas zu sagen hatte, und wartete.

„Es besteht doch kein Zweifel, dass es Brandstiftung war?“, fragte Meirowitz besorgt.

„Kaum. Trotzdem müssen wir alles in Betracht ziehen.“

„Zum Beispiel?“

Struck steckte sich eine Zigarette in den Mund, zündete sie aber nicht an. „Selbstmord kommt Ihrer Meinung nach nicht in Betracht. Ein Unfall kann ausgeschlossen werden, weil die Fahrzeuginspektion keine Mängel ergab, die zu einer Selbstentzündung hätten führen können. Bleibt nur ein antisemitischer Anschlag.“

„So steht es in der Zeitung“, meinte der Rabbi. „Das gedruckte Wort hat für Juden Gewicht.“

Struck machte eine Handbewegung, die seinen Zweifel an der Weisheit der Presse auszudrücken schien. „Wie gesagt, wir ermitteln routinemäßig und unterstützen damit die Arbeit des Staatsschutzes. Wir hoffen, Ihre Zeit nicht zu sehr in Anspruch genommen zu haben.“

„Jeder muss tun, was Gott ihm aufgetragen hat“, sagte Meirowitz jovial. „Meine Trauer schließt auch jenen oder jene ein, die Reb Schwarz in der Blüte seiner Weisheit das Leben nahmen.“

„Shalom, Herr Rabbiner. Wir finden selbst hinaus“, bedankte sich Struck und schob Jenner, der wie angewachsen dastand, zur Tür.

Moshe Meirowitz holte seinen Gebetsschal aus dem Schrank und legte ihn um. Er befestigte den Gebetsriemen mit dem Schächtelchen am Kopf und wickelte das Ende über den linken Oberarm. Mit dem anderen Teil des *tefillins* umschnürte er siebenmal entgegen dem Uhrzeigersinn seinen rechten Arm, das Ende der Riemen je dreimal um die Hand, Ring- und Mittelfinger, damit das hebräische Wort *Schadai* entsteht, was Gott bedeutet. Zuletzt nahm er die Tora in die linke Hand und sprach unter rhythmischem Kopfnicken ein Gebet: „*El malej Rachamim, schochem baMromim, hamze Menuchah nechonah, tachat Knafej haSch'chinah, beMaalot Kedu-shim, Tehorim veGiborim, keSohar haRakia mas'hirim ...* Gott voller Erbarmen, in den Himmelshöhen thronend, es sollen finden die verdiente Ruhestätte unter den Flügeln deiner Gegenwart, in den Rängen der Heiligen, der Reinen und der Helden strahlend wie der Glanz des Himmels, die Seelen der Gefallenen ...

## 6

Hermine Hunzinger saß schon im Vorzimmer, als John das Büro betrat. Sein Partner telefonierte nebenan mit einem Klienten. John nahm die Post aus der Ablage, öffnete die Tür zu seinem Zimmer und bat die Frau herein. Sie trug eine schwarz-weiß gescheckte Kalbfelljacke, Lederhandschuhe und imposante Perlenohrringe, auf dem Kopf einen Tirolerhut, unter dem das violett gefärbte Haar in drei spitzwinkligen Dreiecken in die Stirn fiel.

„Bitte nehmen Sie Platz“, sagte der Detektiv, lockerte den Knoten seiner Krawatte und entschuldigte sich, dass er einige Minuten zu spät gekommen war. Seneca verzog sich unter den Schreibtisch.

„Für diesmal nehme ich die Entschuldigung an.“ Die alte Dame knöpfte ihre Jacke auf, behielt aber die Handschuhe an. Unter der Jacke sprang ein zum Kranzgebilde geknotetes rotes Seidentuch wie aus einem Pop-up-Buch hervor. „Obwohl ich böse mit Ihnen bin, dass sie sich über zwei Wochen nicht mehr gemeldet haben. Jedes Mal, wenn ich bei Ihnen anklinge, sagt die Stimme des Anrufbeantworters, Sie rufen gleich zurück.“

„Ich hätte Sie in den nächsten Tagen angerufen“, versicherte John. „Aber nun sind Sie ja hier. Ich vermute, Sie haben wieder Ihren Mann gesehen?“

„Letzten Freitag Ecke Schönhauser und Pappelallee. Weil die Ampel rot war, konnte ich ihm nicht nachlaufen, und als dann Grün war, habe ich ihn wegen der Elektrischen verloren, die ausgerechnet in die Pappelallee einbog. Wo sie sonst immer die Schönhauser fährt.“

„Seit Monaten wird an der U-Bahn gebaut. Deshalb.“

„Jedenfalls, als die Elektrische weg war, war er auch weg. Wie vom Erdboden verschluckt.“

„Sind Sie sicher, dass er es war? Ich meine, haben Sie sein Gesicht erkannt?“

„Na, wie soll ich sein Gesicht erkannt haben, wenn er vor mir herging. Er war es. Da bin ich absolut sicher.“

„Das waren Sie das letzte Mal auch.“

„Was kann ich dafür, dass dieser Kerl ... Wie hieß er noch gleich?“

John schlug eine Mappe auf, entnahm ihr ein Foto und drehte es herum. In der Mappe lagen noch rund ein Dutzend Fotos von Männern um die siebzig. Keiner sah dem anderen annähernd ähnlich.

„Paul Grawitz.“

„So, ja. Aber warum hat er mich bei Kaiser's am Fleischstand angestarrt, als wenn er mich kennt?!“

„Sie hätten ihn fragen sollen. Hat mich 'ne Menge Arbeit gekostet, ihn ausfindig zu machen.“ John bemühte sich, nicht allzu vergrätzt zu wirken.

„Ich bezahle Sie schließlich dafür, meinen Mann zu finden. Und jedes Mal bringen Sie mir den Falschen.“

„Es ist lange her, dass ihr Mann ... verschwunden ist. Wer weiß, ob er heute noch so aussieht.“

„Dummes Zeug! Das sagt die Polizei auch. Deshalb habe ich Sie nicht beauftragt, Herr Klein, dass Sie mir mit so was kommen.“

„Gut. Um welche Uhrzeit waren Sie am Freitag an der Ecke Schönhauser?“

„Genau fünfzehn Minuten vor fünf. Um hatte ich nämlich einen Termin bei der Fußpflege in der Eberswalder.“

„Können Sie den Mann näher beschreiben?“

„Er trug eine graue Joppe bis zur Taille, dazu eine dunkelblaue Hose und so eine Mütze ... Sie wissen schon. Die mein Mann immer trug, wie der Bundeskanzler ...“

John nickte apathisch und buchstabierte tonlos S-ch-m-i-d-t-m-ü-t-z-e.

„Hatte der Mann auch so eine Tasche am Handgelenk, wie ihr Gatte sie trug, als er ...?“

„Ich glaube.“ Hermine Hunzinger zupfte nervös an ihrem Seidentuch, während der Detektiv sich Notizen machte.

„Oder doch nicht. Einen Einkaufsbeutel. Er trug einen Einkaufsbeutel mit fast nichts drin.“ Der Frau wurde schwer ums Herz und sie fing an zu schluchzen.

John reichte ihr ein Taschentuch. „Machen Sie sich keine Sorgen. Er wird schon nicht verhungern.“

„Aber Georg kriegt doch gar keine Rente“, sagte die Frau, während sie ins Taschentuch schnäuzte. „Die kommt jeden Monat auf mein Konto. Wovon soll er denn leben?“

John wollte der Frau nicht erklären, was er als Ermittler der Vermisstenabteilung gelernt hatte. Dass Männer, die beim Zigarettenholen spurlos verschwinden, häufig bei einer anderen Frau untertauchen. Manche gar in unmittelbarer Nachbarschaft.

„Wenn wir davon ausgehen, dass er noch lebt, kann er in Deutschland nicht so leicht verhungern. Viel wichtiger ist, herauszufinden, welche Umstände ihn daran hindern, nach Hause zurückzukehren.“

„Sie meinen, von welcher Schlampe er als Geisel gehalten wird.“

„Ich habe doch schon alle Ihre Freundinnen observiert. Und wer würde einen Mann, der keinen Cent hat, bei sich aufnehmen?“

„Die reichen Witwen aus Süddeutschland, die jetzt in unserem Kiez wohnen. Die nehmen sich, was sie brauchen. Geld spielt doch für die keine Rolle.“

„Nun gut. Ich rufe Sie an, wenn ich etwas Neues weiß. Aber geben Sie mir etwas Zeit. Vor Weihnachten verschwinden gewöhnlich mehr Leute als sonst.“ John stand auf, um die Frau loszuwerden. Doch sie machte keine Anstalten zu gehen.



„Er könnte mich doch wenigstens anrufen. Ich will doch gar nicht wissen, bei wem er ist. Nur, dass es ihm gut geht.“

„Ich werde mit der Vermisstenabteilung reden, ob sie etwas herausgefunden haben“, sagte John und hielt die Tür auf.

„Dieser Feigling!“ Hermine Hunzinger erhob sich und verließ das Zimmer stolzen Hauptes, ohne sich zu verabschieden.

Bleichwer ließ John sich auf seinen Drehstuhl fallen. Sein Partner trat ins Zimmer und hockte sich auf den Schreibtisch.

„Wie lange willst du diesen Fall noch hinziehen? Die Alte tickt doch nicht richtig.“

John zündete sich eine Zigarette an und sog genüsslich den Teerdampf ein. „Sie tut mir leid. Wie würdest du damit umgehen, wenn jemand, mit dem du fünfzig Jahre verheiratet warst, aus dem Haus geht und nie mehr wiederkommt?“

„Kann mir nicht passieren. Meine Kerle bleiben meistens nur eine Nacht und rufen dann nie mehr an.“

John gähnte. „Männer sind Schweine. Sie pinkeln im Stehen, werfen ihre Kippen ins Klo und gehen Problemen, die sie nicht lösen können, aus dem Weg.“

„Wir zwei nicht. Wir lösen Probleme, die wir selbst nie haben, weil es uns Spaß macht und reich obendrein“, lachte Peter sarkastisch. Ein Zeichen dafür, dass er mal wieder Liebeskummer hatte.

„Tu mir den Gefallen, kümmere dich um den Steuerberater. Ich habe auswärts zu tun“, sagte John, griff nach seinem Mantel und verließ mit Seneca das Büro.

\*\*\*\*

Er rieb sich die Augen. Eine Stunden lang hatte er sich das Urlaubsvideo der Grafs angeschaut, um sich Aussehen und Stimme ihrer Tochter einzuprägen. Am Strand von Koserow würde er das Mädchen leicht unter lauter kleinen Nackedeis herausfinden, aber nicht im Prenzlauer Berg kurz vor Weihnachten, wo die Menschen bei dem Sauwetter als Verpackungskünstler auftraten. Wie Nante, der Eckensteher, an jeder Straßenkreuzung im Kiez herumzulungern und Ausschau nach Männern mit Kind zu halten, war so ätzend wie Überwachungsvideos von Drogerien und Supermärkten durchzusehen. Das hatten seine ehemaligen Kollegen von der VB II 4 längst getan, offenbar ohne Erfolg.

Sollte er aufgeben und die alljährliche Geburt des Christkindes feiern? Dazu war es zu spät, die Sache hatte sich längst zur Obsession gesteigert – eine Krankheit, die er sich in der Vermisstenabteilung zugezogen hatte. Wenn man ein Übel nicht bekämpfen kann, muss man es lieben lernen. John liebte Herausforderungen, an denen er scheitern konnte; genau genommen waren es die Niederlagen, die in seinem Leben zählten, nicht die Erfolge. Dass er den Kollegen in der Keithstraße beweisen wollte, dass er ihr bester Fahnder war, gestand er sich ungerne ein. Zwanghaftes Handeln ist die Achillesferse des Ermittlers. Er muss sein Ego von seinem Denken und Handeln abkoppeln, sich ganz auf seinen Instinkt verlassen und versuchen, mit dem Täter eins zu werden. Es war wie Schachspielen, Strategie und Psychologie. Jeden Zug des Gegners voraussehen, alle Möglichkeiten von Aktion und Reaktion im Blick haben, um ihn aus der Deckung zu locken.

Die Erfahrung lehrte, dass Päderasten keine Spielertypen sind und jeden ihrer Schritte mit Vorbedacht planen;

nicht, wie gewöhnliche Männer, die zu keinem klaren Gedanken fähig sind, wenn ihnen der Schwanz über den Kopf wächst. Wohin würde der Entführer sich mit dem Kind wagen, damit es Ruhe gab und ihn gern hatte? Vor dem Fest wollen Kinder auf den Weihnachtsmarkt. Da gab es Polizei und Überwachungskameras wegen möglicher Bombendrohungen. In ein Spielwarengeschäft? Davon gab es im Prenzlauer Berg erstaunlicherweise weniger als Schuhläden und Biomärkte. Wo würde ich Spielsachen kaufen, wenn ich er wäre, überlegte der Detektiv. Ihm fiel nur ein Laden ein, der alles hatte, was das Kinderherz begehrt. Jedes Mal, wenn er dort vorbeiging, bedauerte er, keine eigenen Kinder zu haben.

Ohne große Hoffnung machte John sich auf den Weg. Seneca lief ein gutes Stück voran und hinterließ seinen DNA-Code an jedem Baum. Auf der Prenzlauer Allee kam ihnen ein alter Chinese in der Generalsuniform der Roten Armee entgegen. John grüßte mit „Ni-hau“ und fragte sich, ob der Mann ein Überbleibsel aus sozialistischen Zeiten war oder die Vorhut der gelben Invasion. An der Wörtherstraße lief Seneca bei Rot über die Fahrbahn, und eine Frau mit Kind ermahnte John, den Hund gefälligst an die Leine zu nehmen,.

John betrat das Geschäft *Spieltrieb* auf der Prenzlauer Allee. Ein kurzer Blick auf die Videokameras des völlig überladenen Raumes sagte ihm, dass sie nur Attrappe waren. Zeitverschwendung.

„Was kann ich für Sie tun“ fragte der Verkäufer, ein Mann Mitte Fünfzig mit Pferdeschwanz und einer Nase wie Pinocchio.

„Äh, eigentlich ... Was schenkt man einem fünfjährigen Mädchen zu Weihnachten?“

„Einen Moment bitte“, sagte der Verkäufer mit weicher Stimme, wandte sich wieder seiner Kundin zu und wickelte ein Knut-Plüschtier ein. „Wie gesagt, Sie können den Eisbär waschen. Aber nur kalt und nicht in der Maschine.“

„Ist das Fell auch wirklich ungiftig“, wollte die Frau wissen.

„Vollkommen“, nickte Pinocchio. „Die Bären kommen nicht aus China, sondern aus hiesiger Produktion.“

Die Kundin nahm das eingewickelte Tier, bedankte sich artig und verließ den Laden.

„So, jetzt bin ich ganz für Sie da“, sagte der Verkäufer.

John stellte ein Feuerwehrauto zurück ins Regal und langte nach seiner Brieftasche.

„Beschreiben Sie mir das Kind, das Sie beschenken wollen“, bat ihn der Verkäufer. „Ist sie ein Mädchen-Mädchen oder spielt sie lieber mit Feuerwehrautos?“

„Keine Ahnung. Kenne die Göre kaum. Will ihr auch nichts schenken, was man kaufen kann. Sondern die Freiheit.“

Der Ladenbesitzer sah ihn mit ausdruckslosem Gesicht an. Er war Kummer gewöhnt und nicht leicht aus der Fassung zu bringen.

„Ich bin Zivilfahnder und suche dieses verschwundene Mädchen“, erklärte Klein und hielt das Foto von Maren hoch, das Gunther Graf ihm gegeben hatte. „Sie haben sicher davon gehört. Die Kleine stammt aus der Raumerstraße.“

„Ich lese keine Zeitung. Seit wann ist sie verschwunden?“

„Vor zwei Wochen beim Laternenfest auf dem Kolle.“

„Sie war in meinem Laden“, sagte der Verkäufer. „Etwa vor einer Woche.“

John fing an, den Mann gern zu haben, und fragte, ohne sich seine Euphorie anmerken zu lassen, mit wem Maren Graf hier gewesen war.

„In Begleitung eines Herren, an den ich mich sehr wohl erinnere.“

„Iss ja ein Ding“, stotterte der Detektiv. „Wie sah er aus? Wie hat er gesprochen. Mit Akzent, ohne?“

„Gute Frage.“ Der Spielzeughändler lächelte. „Er war ganz in Schwarz gekleidet und trug ein Basecap. Gesprochen hat er wenig. Ich würde sagen deutsch, aber etwas umständlich. Irgendein Dialekt ... Nicht süddeutsch, was man hier täglich hört ... mehr wie aus Ostpreußen.“

„Was hat er dem Kind gekauft?“

Dem Verkäufer musste passen. „Daran kann ich mich beim besten Willen nicht erinnern. Da muss ich nachsehen.“

„Wie wollen Sie den Kassenbon finden, wenn Sie nicht wissen, was der Kunde gekauft hat“, fragte John unwirsch.

„Er hat mit American Express-Karte bezahlt. Normalerweise akzeptiere ich das nicht wegen der vier Prozent Gebühren.“

„Und wieso haben Sie eine Ausnahme gemacht?“, wollte John wissen, während der Verkäufer in einem Kästchen mit Kreditkartenbelegen suchte.

„Weil Weihnachten ist und das Mädchen bitterlich weinte, weil der Vater ohne Geschenk gehen wollte.“

„Sie haben nicht nur ein Pferdedächtnis, sondern auch ein Gemüt wie ein Pferd“, lobte John den Informanten.

„Ich verkaufe nicht nur Kinderspielzeug, sondern Gefühle.“ Der Verkäufer reichte ihm den Beleg.

„Neunundvierzig Euro neunzig. Das muss der Gorilla aus Leder gewesen sein.“

John riss dem Mann den Beleg aus der Hand und schaute auf den Namen des Kontoinhabers, der auf der Kopie der Visakarte gut zu lesen war. Er traute seinen Augen nicht und las den Namen noch mal.

„Wie heißen Sie eigentlich?“

„Justus Dehmel“, antwortete der Verkäufer zögernd.

„Sie sind ein Engel. Lesen Sie wirklich keine Zeitung?“

Dehmel schüttelte seine Pferdemähne. „Ich kann in den Augen der Kinder lesen. Darin erscheint die Welt weitaus fröhlicher.“

„Ich beneide Sie um Ihren Beruf“, sagte John ohne Ironie.

„Wenn ich Maren finde, kaufe ich das teuerste Spielzeug aus Ihrem Angebot.“

Bevor John ging, bat er den Verkäufer, den Beleg gut aufzuheben und die Angelegenheit nicht öffentlich breitzutreten.

„Und was mache ich, wenn der Mann wiederkommt?“

„Halte ich für unwahrscheinlich“, antwortete Klein. „Er ist nämlich ziemlich tot.“

Im *Pieper* saßen gerade mal eine Handvoll Gäste. Aber auch wenn es hier voll war, verbreitete die Kneipe die Gemütlichkeit eines Luftschutzkellers kurz vorm Eintreffen der Russen. Jeder schien auf etwas zu warten, das jenseits von Raum und Zeit existierte. Ein Ereignis, eine Person, die irgendwo zwischen vollendeter und unvollendeter Vergangenheit abhanden gekommen war und in der Warteschleife der Gegenwart herumirrte. Für die Stammkunden, Wendeverlierer aus beiden Teilen Berlins, war das *Pieper* der Ort, an denen es ihnen gut ging, solange es den anderen schlecht ging. Wer Zufriedenheit ausstrahlte, war höchst verdächtig. Niemand redete mit John Klein, man „ignorierte ihn ja nicht“, wie der Berliner sagt. Man hatte sich an ihn gewöhnt und nahm seine Anwesenheit so selbstverständlich wie einen ehemaligen Stasi-Mitarbeiter in der PDS. Außerdem war John heute nicht zum Lächeln zumute. Sollte er erklären, dass es wenig Mühe macht zu lächeln und man sich daran gewöhnen konnte wie ans Zähneputzen? Oder dem chronisch schlecht gelaunten Wirt die Anekdote von Brecht in New York erzählen? Als der mit Ruth Berlau im *Café des Artistes* saß, sagte sie verbittert: „Schau dir diese Kellner an. Sie müssen den ganzen Tag lächeln, um ihren Job nicht zu verlieren.“ Darauf Brecht: „Die ersten zwei Wochen zwingen sie sich zu lächeln. Danach merken sie, dass ihnen der Job mehr Spaß macht, wenn sie freundlich sind.“

John konnte den Erfolg seiner Suche nach Maren Graf nicht genießen, weil der entscheidende Teil des Puzzles nicht mehr verfügbar war. Der Entführer war tot, verbrannt in seinem Auto. Fremdverschulden, Selbstmord, Unfall – für die Polizei eine Frage der

Beweislast, für John eine Sache auf Leben und Tod. Hatte Jakob Schwarz seinem Leben ein Ende gesetzt, musste er davon ausgehen, dass Maren ebenfalls tot war. Starb der Rabbiner ungewollt, bestand Hoffnung, dass sie noch lebte. Ein Rabbiner als Kindesentführer, das war der vertrackteste Fall der Fälle. Er weckte uralte Ressentiments gegen Juden, obwohl rituelle Kindstötungen lange als christliche Horrormärchen widerlegt waren. In Israel wurde über Rabbiner, die sich an Kinder heranmachten, in der Zeitung berichtet, in Deutschland würde ein jüdischer Schweinepriester einen Skandal auslösen, der die katholischen Päderasten als bedauernswerte Opfer des Zölibats erscheinen ließe.

Was nützte es, eine Verbindung zwischen dem toten Rabbiner und dem vermissten Mädchen herstellen zu können, wenn ihm als Privatdetektiv die Hände gebunden waren und er in der Synagoge nicht ermitteln konnte, ohne den Staatschutz auf den Plan zu rufen? Es seinen alten Kollegen vom LKA auszuplaudern, würde ihm keine Sympathien einbringen, sondern allenfalls den Verlust seiner Lizenz. Und Maren Graf, die vielleicht seit Tagen vergeblich auf Onkel Jakob wartete, keine Aussicht auf Erlösung. Wenn er sie nicht bald fand, würde sie verdursten oder verhungern – wenn sie noch lebte. Und es wäre seine Schuld. Sollte er eine Großfahndung einleiten oder allein weitersuchen? Beides verhieß keine Garantie auf Erfolg und war kein Wechsel auf sein Versprechen den Eltern gegenüber.

Bevor ihn die trüben Tassen an der Bar zum Bier einluden, um ihren Kummer über ihm auszuschütten, bestellte er noch ein Glas von dem grottenschlechten Rioja. Für John beruhte die Unfähigkeit, sich am Leben zu freuen, vor allem auf einem Mangel an Intelligenz. Nicht dass er sich für den Einstein unter den Schnüfflern



hielt. Ein durchschnittlicher IQ, gutes Essen, kaltes Bier, eine bezahlbare Wohnung und sein Job, reichten ihm zum Zufriedensein. Doch in diesem Moment fühlte er sich elend, wie seit Leas Tod nicht mehr, und wünschte, jemand würde diesen Zustand mit ihm teilen. Seneca interessierte nur, dass alles paletti war, schlechte Laune ließ er nicht gelten. Auch sein Partner Kurz war keine Hilfe, er würde ihn für verrückt erklären, seine Nase in polizeiliche Staatsaffären zu stecken.

John zahlte und machte sich auf den Heimweg. An der Kreuzung Sredzki/Kollwitzstraße sah es aus wie im Prenzlauer Berg nach 1945. Um die Fußwege zu verbreitern, hatte man ein Erdloch gebuddelt, in dem man den Giftmüll eines Tages von ganz Berlin hätte entsorgen können. Dafür liebte er diese Stadt – hier wurde mit größtmöglichem Aufwand das Minimum an Veränderung betrieben, damit man bei den „Wühlmäusen“ weiter singen konnte „Berlin bleibt doch Berlin!“

Am Kollwitzplatz hatte John das Gefühl, dass er verfolgt wurde. Er sah sich um und lauschte in die sternenklare Nacht. Niemand weit und breit. Trotzdem beschleunigte er seine Schritte, weil er sicher war, dass jemand ihn aus dem Dunkel des Platzes beobachtete. Vermutlich ein harmloser Irrer, der Leuten, die nachts umherspazierten, seinen Pimmel zeigen wollte. Bei fünf Grad über Null sicher kein atemberaubendes Schauspiel.

Nach drei Fehlversuchen gelang es John, die Tür seiner Wohnung aufzuschließen. Seneca gähnte und wedelte mit dem Schwanz wie ein Signalmaat, wenn der Kapitän an Bord geht. Zu betrunken, um sich auszuziehen, fiel Klein ins Bett und schlief auf der Stelle ein. Mitten in der Nacht wurde er von seinem eigenen Schnarchen wach. Der Hund lag ausgestreckt neben ihm. John stieß ihn unsanft

von der Bettkante und drehte sich zur Seite. Doch er konnte nicht mehr einschlafen. Obwohl er sich nach Kräften wehrte, kreisten Johns Gedanken wieder um das verschwundene Kind der Grafs.

Wäre er ein Medium, könnte er mittels parapsychologischer Einbildungskraft den ungefähren Ort ihres Verstecks visualisieren. In der Vermisstenabteilung der Kripo hatten sie verschiedentlich mit Hellsehern gearbeitet, aber trotz brauchbarer Hinweise keine spektakulären Erfolge erzielt. Die beste Methode war deshalb immer noch die nicht nachlassende Suche und eine dosierte Mischung aus Intuition und Erfahrung. Im Gegensatz zu anderen Ermittlungen musste man die Sache gegen jede polizeiliche Vorschrift persönlich nehmen, als wäre die vermisste Person Teil seiner selbst. John hatte trotz seiner sächsischen Abgeklärtheit während seiner Zeit in der Vermisstenabteilung eine Verflüchtigung seiner Anteilnahme registriert und war gerade noch rechtzeitig ausgestiegen, bevor er ein Fall für den Sozialtherapeuten wurde.

Er könnte auch diesen Fall abgeben. Ein Anruf beim LKA und eine Horde Polizeischüler würde den Prenzlauer Berg durchkämmen, Haus für Haus, bis sie das Kind gefunden hätten. Warum missfiel ihm der Gedanke? Einen Orden würde er nicht erhalten, falls sein Alleingang Erfolg hätte. Als Dank höchstens ein Tritt in den Arsch, da es bei Gefahr im Verzug seine Pflicht war, die Keithstraße zu informieren. Alles ihm sträubte sich, es zu tun. Zu lange hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, es ihnen heimzuzahlen, obwohl er wusste, dass es keine Wiedergutmachung gab für das, was sie ihm angetan hatten. Der Staat und seine Diener entschuldigen sich nicht. Aber hier ging es nicht um Rachegefühle, sondern

um ein Kind, das dringend gefunden werden wollte. Ein Mann mit Erfahrung und persönlichem Ehrgeiz konnte eine Hundertschaft blutiger Anfänger ohne Anteilnahme nicht nur ersetzen, sondern sogar in den Schatten stellen. Weil kollektive Intelligenz nicht die Addition ihrer Einzelleistungen ist, vielmehr das Mittelmaß und in der Summe stets dümmer als ein intelligentes, auf sich gestelltes Individuum. John musste lachen über seine Marotte, die banalsten Dinge statistisch zu betrachten. Die Nacht war bald vorüber. Vielleicht sollte er lieber berechnen, wie viele Schäfchen er zählen musste, um endlich Schlaf zu finden. Morgen war der fünfzehnte Tag, seit Maren Graf verschwunden war. Vor sechs Tagen war Jakob Schwarz gestorben. Wenn er das Mädchen in einem Verließ eingesperrt hielt, würde sie in wenigen Tagen so tot sein wie der Rabbi, es sei denn, der Entführer hatte einen Komplizen. Es war ein Wettrennen gegen die Zeit, das John nur gewinnen konnte, wenn er am Morgen ausgeruht war. Ohne Leas sanften Atem an seinem Ohr ein Zustand, den er seit Jahren nicht kannte.

\*\*\*\*

Am nächsten Morgen sah die Diederhofer Straße aus, als hätte der Bäckerzulieferer ein paar Säcke Puderzucker verloren. Seneca saß am Fenster und freute sich wie ein Kind. Als er schon in Mantel und Hut war, fiel John ein, dass er Lorenz Straub anrufen wollte. Er hatte die Nummer der Kriminalpathologie nicht parat und musste in seinem Telefonverzeichnis nachsehen.

„Hier Klein! ... Was machen die Toten? ... Mir? Allet jut. Ick hab zu tun und kann mir nich jenug beklagen, wie der Berliner sagt ... Verstehe. Eine kurze Frage. Hatten Sie eine Brandleiche namens Jakob Schwarz auf dem

Seziertisch? ... Irgendwelche Anzeichen, dass er schon tot war, bevor ... Verstehe. Aber der Fall interessiert mich ... Können wir uns irgendwo treffen? ... Wenn's sein muss, auch im Fitness-Center.“ Bei dem Wort Fitness zog der Hund den Schwanz ein, als wüsste er, dass sein Herr sich strikt an Winston Churchills Devise *No sports!* hielt.

Im Büro erwartete ihn eine Überraschung: weiblich, stark geschminkt, und sie roch intensiv nach Parfüm. Die Frau hieß Sonja Prager. Ihr blondes Haar war ebenso unecht wie die Bräune ihres Gesichts, über die Echtheit ihrer prallen Brüste wollte der Detektiv keine Mutmaßungen anstellen. Er lehnte sich im Sessel zurück und war darauf gefasst, dass die Frau sich in der Adresse geirrt hatte und ihn für einen Casting-Agenten für RTL-Gerichtsshows hielt.

„Was kann ich für Sie tun, Frau Prager?“

„Fräulein! Aber das sagt man ja nicht mehr, nicht wahr?“

Johns spürte, wie sich das Blut in seinen Schläfen staute. Er reagierte nicht.

„Ich bin nicht verheiratet. Zumindest noch nicht.“

„Partnervermittlung ist nicht Teil unseres Service“, bedauerte John. „Eher das Gegenteil.“

Die falsche Blondine lächelte, als hätte er einen Witz gerissen und sie ihn verstanden. Ihr Alter war ebenso schwer zu bestimmen wie das Geschlecht eines Kükens. Irgendwo zwischen dreiunddreißig und dreiundvierzig.

„Sehen Sie, das ist mein Problem. Ich habe einen Freund, der verheiratet ist. Seit drei Jahren verspricht er, sich scheiden zu lassen. Jetzt sagt er: Nur noch dieses Weihnachten, dann sind die Kinder groß genug. Ich meine, will der mich veräppeln? Die sind beide in der Pubertät und wissen, dass nicht der Klapperstorch die Kinder bringt.“

„Warum geben Sie Ihrem Freund nicht noch die vier Wochen“, schlug John vor und spielte demonstrativ an seiner Armbanduhr.

„Dann sind Winterferien. Da fährt die Familie in Skiurlaub. Zu Ostern auf'n Reiterhof im Schwarzwald, im Sommer zum Schnorcheln auf die Malediven, und dann ist wieder Weihnachten.“ Sonjas Sopran war jetzt drei Oktaven höher und klang wie eine Sirene bei Fliegeralarm. „Ich lasse mich nicht mehr hinhalten von diesem verlogenen Mistkerl!“

„Vielleicht sollten Sie sich einen unverheirateten Freund suchen“, schlug John vorsichtig vor. „Bei Ihrer Figur und Intelligenz.“

Zu seiner Überraschung zeigte Sonja keine Reaktion. „Ich will aber den und keinen anderen!“

Er versuchte es auf die väterliche Tour. „Sie lieben ihn bis zur Besinnungslosigkeit und würden eher sterben als ...“

„Wollen Sie mich verarschen, Mister? Leben Sie etwa von Luft und Liebe? Ich nicht. Ich habe noch andere Bedürfnisse als einmal die Woche Sex.“

„Damit wäre ich vollends zufrieden“, dachte John laut, konnte sich aber nicht vorstellen, wie er die höheren Ansprüche von Sonja Prager befriedigen sollte.

„Sie machen doch heimlich Fotos von Männern und Frauen in ...na ja ...wie soll ich sagen ... eindeutigen Situationen.“

„Für gewöhnlich reicht es den Klienten, wenn ich den Ehepartner beim Händchenhalten mit der besten Freundin oder dem besten Freund ablichte. Alles andere würde mich die Lizenz kosten. Es ist nämlich nicht nett, Leute gegen ihren Willen mit heruntergelassener Hose zu fotografieren.“

„Ist für mich kein Problem“, lachte die Blondine. „Ich erlaube Ihnen, mich zu knipsen.“

John verstand noch immer nicht und hoffte, dass sein Partner endlich zur Tür hereinschneite.

„Gott, sind Sie schwer von Begriff. Sie sollen den Beweis liefern, dass wir miteinander vögeln. Damit seine Frau sieht, was für ein mieser Typ er ist, und sich scheiden lässt.“

„Tut mir leid“, erwiderte John. „Das kann ich nicht machen.“

„Warum nicht?“

„Weil es die Privatsphäre Ihres Freundes verletzt. Von der Ihren mal abgesehen.“

Sonja Prager rutsche unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. Gleich würde sie es mit der Basic-Instinct-Nummer versuchen, fürchte John. Als sie die Beine übereinanderschlug, starrte er angestrengt an die Decke.

„Was verlangen Sie für die Gefälligkeit?“

„Nichts. Weil ich so etwas nicht tue.“ John erhob sich von seinem Sessel, in der Hoffnung, damit die Diskussion zu beenden. Doch so leicht gab sich Sonja Prager nicht geschlagen.

„Ich kann es auch selber machen. Video ist sogar einfacher als Fotoapparat. Und dann sage ich meinem Freund, dass Sie es aufgenommen haben. Er ist Russe und kann sehr gemein werden.“

John zog ein handliches Diktiergerät aus der Jackentasche und spielte das Gespräch ab. Erst jetzt gab Sonja auf. Beim Verlassen des Büros schleuderte sie ihm noch ein paar unfeine Worte an den Kopf. Doch sie verfehlten ihr Ziel, weil der Detektiv sich nach seinem Hund bückte, der unterm Schreibtisch lag und darauf wartete, ausgeführt zu werden.

\*\*\*\*

Beim Kollwitz-Bäcker war es wie gewöhnlich voll um die Mittagszeit. John bekam, ohne danach zu verlangen, seinen Kaffee im Becher und ein Buttercroissant für den Hund. Als er vor der Tür seinen Stammplatz auf der Fensterbank ansteuerte, saßen dort schon zwei Bauarbeiter. Ein Platz links neben der Tür war noch frei, doch auf der gepolsterten Bank saß eine Frau und John wollte nicht zu dringlich erscheinen. So pflanzte er seinen breiten Hintern auf einen Kinderstuhl, der ziemlich kippelig war, und fütterte Seneca.

„Sie können sich ruhig zu mir setzen“, hörte er hinter sich eine Frauenstimme.

Er drehte sich um und fiel fast vom Stuhl. „Meinen Sie mich?“

„Nun kommen Sie schon! Ich beiße nicht.“

John bedankte sich und wechselte den Platz. Der Anblick der Frau war das erste erfreuliche Ereignis des Tages. Sie war Ausländerin, so viel stand fest, denn deutsche Frauen suchten keine Gesellschaft beim türkischen Bäcker und trafen sich nur mit der besten Freundin oder dem Mann der besten Freundin in Orhans Vorgarten.

„Was für ein hübscher Hund“, sagte die Frau und kraulte Seneca hinter den Ohren. Ihr Deutsch war fast akzentfrei.

„Ich hatte mal einen, der war so hässlich, dass ich ihn Arafat getauft habe. Ich heiße übrigens Hanna Wolff.“

„John Klein. Ich habe Sie noch nie hier gesehen.“

Hanna strich sich mit der Hand durch das schwarze Haar.

„Bin erst seit ein paar Tagen hier.“

„Und, wie gefällt es Ihnen?“

„Ich hab's mir größer vorgestellt“, sagte sie und nippte an ihrem Milchkaffee. „So wie London oder Paris.“

„Das täuscht. Weil Berlin nicht mal halb so viele Einwohner auf derselben Fläche hat. Immerhin gelten wir als drittgrößte Stadt der Türkei.“

„Und der Ort mit den meisten Juden in Europa. Ist das nicht komisch? Nur vor 33 lebten mehr von uns hier.“ Direkter hätte sie das Wesentliche über sich nicht mitteilen können. Doch für John waren da noch ein paar Kleinigkeiten, die sie unter ihrem Valentino-Mantel verborgen hatte, über die er gern Näheres gewusst hätte.

„Woher kommen Sie, wenn ich fragen darf?“

„Tel Aviv. Auf Deutsch Frühlingshügel. Aber eigentlich herrscht dort immer Sommer und die Stadt ist ziemlich flach.“

„Ich war mal da, während der zweiten Intifada“, holte John aus. „Ein Kellner im Kaffee *Meerschaum* beklagte sich, dass keine deutschen Touristen mehr ins Gelobte Land kämen. Er hielt es für eine neue Form von Antisemitismus. Die Geschäfte gingen schlecht.“

Hanna schien seine Geschwätzigkeit zu gefallen. Sie ließ sich Feuer geben und zündete sich eine Zigarette an. „Israelis lieben es, die Schuld stets bei anderen zu suchen. Weil wir so lange die Schuldigen für andere waren.“

„Ich leide nicht unter Schuldkomplexen. Nur gelegentlich unter Migräne.“

Hanna musterte ihn mit ihren kastanienbraunen Augen, und ihm fiel auf, dass sie einen leichten Silberblick hatte.

„Dann sollten Sie keinen Kaffee trinken. Wie wär’s, wenn Sie mich zu einem Drink einladen?“

„Wie? Jetzt sofort?“, stotterte er und schaute auf seine Uhr.

„Nein, später. Ich hab noch zu tun.“

Er versuchte, seine Freude so gut es ging zu verbergen.

„Wann kann ich Sie wo abholen?“

„Sagen wir um Acht in *Myer’s Hotel* in der Metzgerstraße.“

„Abgemacht!“

„Und bringen Sie Ihren Hund mit. Ich glaube, er mag mich.“



Sie ging, ohne ihm die Hand zu geben. Er starrte auf ihre Beine, die perfekt gebaut waren. Ihr Gang jedoch war eher unweiblich. Obwohl beide Frauen kaum Ähnlichkeit besaßen – Lea war groß und kurvenreich, Hanna klein und drahtig –, hatten sie eines gemeinsam: Sie ließen ihm seine Schwäche für dunkelhaarige Jüdinnen bewusst werden. War es eine besonders heimtückische Form von Antisemitismus, der angeblich tief in der deutschen Seele ruht? Und wenn schon, man ist nicht, was man ist, man ist, was man tut und nicht tut. Er würde Hanna Wolff auch anziehend finden, wenn sie Palästinenserin wäre. Der Bibel nach stammen alle Juden und Araber von Sem, Noahs Sohn, ab und waren somit Verwandte. Leas Familie hatte, alle gute DDR-Kommunisten, das palästinensische Volk im Kampf gegen den Zionismus unterstützt, ging aber zu den hohen Feiertagen Jom Kippur und Pessach in die Synagoge. John besuchte als Nachkomme belgischer Calvinisten nicht mal Heiligabend den Gottesdienst. Aus der Kirche war er ausgetreten, als sie nach der Wiedervereinigung eine Nachforderung von 5000 D-Mark an ihn stellte. Von dem Geld hatte er Lea das Auto gekauft ... An eine Strafe Gottes glaubte er trotzdem nicht. Wozu braucht Gott Geld?

John trank seinen Kaffee aus und machte sich auf den Weg. Er zählte seine Schritte, um nicht weiter an Hanna Wolff zu denken. Er musste herausfinden, warum Jakob Schwarz gestorben war und wo er gewohnt hatte. Die Zeitungen schrieben nichts über das Privatleben des Rabbis und hielten sich auch sonst mit Ermittlungsdetails zurück. Ein Zeichen, dass die Kollegen vom Staatsschutz wieder einmal im Trüben fischten.

\*\*\*\*